Die christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Elfter Jahrgang

r. 21 — **Leipzig, den 27. Mai** — **1897**

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1522 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Wöchentlich eine Nummer

Inhalt: Ein mißhandeltes Jesuswort — Christus und unser Christentum. Aus dem Nachlaß Jakob Hülsmanns. Erste lfte — Wellhausen: 3. Prolegomena zur Geschichte Israels — Der Achte Evangelisch-Soziale Kongreß — Nach der Konfirtion — Ein Sonntagvormittag — Verschiedenes: Wie gewinnen wir die kirchlich Fremden für das Evangelium?; Freundlicher Betung empfohlen — Quittung — Anzeigen

Ein mißhandeltes Jesuswort

Es sprach aber einer aus dem Volk zu ihm: Meister, ge meinem Bruder, daß er das Erbe mit mir teile. r aber sprach zu mir: Mensch, wer hat mich zum ichter oder Erbschichter über euch gesetzt? Luk. 12, 13 f.

Seit die Frage lebendig geworden ist, ob und inwieweit r Christ als solcher Anteil zu nehmen habe an den sozialen ämpfen unsrer Tage, hat man versucht, aus dem vorstehenden esuswort eine Antwort zu gewinnen. Ich erinnere mich noch enau, wie ich vor Jahren zum erstenmal in einer Versammlung nteressirter Theologen die Auslegung zu hören bekam, die mir eitdem immer wieder begegnet ist: hier haben wir von ihm elbst klare Weisung — so wenig, wie Jesus, dürfen seine Jünger sich in weltliche Händel mischen!

Sieht man genauer zu, so wird das Jesuswort durch eine olche Auslegung, mag sie nun von einem aufrichtigen bibelläubigen Doktrinarismus oder von kirchlich-politischer Voreinenommenheit getragen sein, mißhandelt. Man will zu viel us dem Worte heraushören, man legt also zu viel hinein, nd man verliert darüber, was wirklich drinsteht.

Was erzählt uns denn der Evangelist? Einmal, wir wissen nicht bei welcher Gelegenheit, denn der Zusammenhang mit dem Vorhergehenden ist ein ganz loser, unverbindlicher — einmal trat ein Mann aus der Menge, die Jesu zuhörte, an ihn heran und bat ihn: Sage meinem Bruder, daß er mit mir das Erbe teile. Jesus lehnt das ab; aus seinen Worten klingt es wie Entrüstung über das gestellte Ansinnen: Mensch, wer hat mich zum Richter oder Erbschichter über euch gesetzt?

Aus dieser kurzen Erzählung eine für Jesu Jünger giltige Moral zu entnehmen ist uns offenbar dadurch erschwert, daß wir den Fall, um den es sich handelte, gar nicht kennen. Aus der lakonischen Kürze, in der der Evangelist das Gespräch verlaufen läßt, folgt nicht, daß es wirklich so verlaufen ist, noch weniger, daß Jesus den vorliegenden Fall nicht gekannt hat. Aber selbst angenommen, es wäre kein Wörtchen mehr gewechselt worden, und Jesus hätte keinerlei Kenntnis der Streitsache gehabt, so weist nichts darauf hin, daß er in seiner ablehnenden Antwort eine allgemeine Maxime für seine Jünger hätte aussprechen wollen, etwa des Inhalts: ihr dürft, wenn ihr nicht von Amts wegen Richter und Erbschichter seid, unter keinen Umständen einen Erbstreit schlichten. Eine Maxime hat ja Jesus, wenn wir dem Evangelisten weiter folgen, allerdings auf dieses Erlebnis hin für seine Jünger aufgestellt. Aber die lautete ganz anders!

Ganz unerlaubt ist jedenfalls von vorn herein die Auslegung, wonach Jesus mit seiner Antwort den Jüngern eine grundsätzliche Zurückhaltung gegenüber irgendwelchem Erb- oder sonstigem Zwist anbefohlen haben soll. Bedürfte es zum Gegenbeweis eines Schriftwortes, so genügt Matth. 5, 9: Selig sind die Friedestifter! Aber aus dem einfachen großen Gebot der Nächstenliebe geht schon das Gegenteil hervor. Ein Christ hat zu schichten, zu schlichten, zurechtzuhelfen und zum Recht zu helfen, wo er kann. Wo er kann! Leider sind die Schranken, die ihn einengen, mächtig genug. Auch Jesus konnte in jenem Falle nicht, sonst hätte ers gethan. Um einen Erbstreit zu beenden, müssen allerhand Vorbedingungen gegeben sein. Diese sind in erster Linie moralischer Art. Fehlen sie, dann wird es eine reine Rechtssache, dann hat man sie den Juristen zu überlassen. Aber solange sich der Streit irgend noch auf dem moralischen Gebiet bewegt, hat ein Christ jede Gelegenheit und jeglichen Einfluß wahrzunehmen, um zum rechten Frieden zu helfen.

Wenn nun Jesus den Mann so entschieden abwies, so hat er seine Ursache dazu gehabt. Vielleicht wußte er, daß sein Bruder gar nichts mit ihm zu teilen hatte? Daß es sich um einen Prozeß handelte, in dem der Mann einfach im Unrecht war? Aber dafür giebt die Erzählung allerdings keinen Anhalt. Nun, so hat der Herr Jesus vielleicht, gleichviel ob er den Fall kannte oder nicht, ob der Mann ein Recht hatte, gegen seinen Bruder zu klagen oder nicht, dem Manne ins Herz geschaut und darin nichts weiter gefunden als eitel gemeine Habsucht. Da waren auch für ihn die moralischen Bedingungen nicht gegeben, den Schaden zu heilen. Er weist den Mann zum berufnen Richter und spricht zu seinen Jüngern (V. 15): Sehet zu und hütet euch vor dem Geiz; denn niemand lebet davon, daß er viele Güter hat.

Wahrhaftig, die Moral dieser Geschichte ist klar. Ein Christ soll nicht darnach geizen, daß er viele Güter hat. Er soll darin dem Manne nicht gleichen, der seinen Bruder bei Jesus auf Herausgabe seines Erbteils verklagt. Vgl. Mtth. 5, 40.

Vielleicht darf man Eines noch erwägen. Nehmen wir an, daß jene Bitte die erste Annäherung des Mannes an Jesus war. Wie mußte das den Heiland verletzen! Keine Spur von Verlangen nach dem, was zu bringen Jesus in Wahrheit gekommen war. Keinerlei Angebot, vor allen Dingen sein Jünger zu werden. Rein als Mittel zur Erreichung seines irdischen Zwecks kam ihm dieser Prophet aus Nazareth gerade recht: Meister, sage doch meinem Bruder u. s. w.

Eine unmittelbare Anwendung auf unsre Stellung in den sozialen Kämpfen der Gegenwart leidet also das Jesuswort vom Erbschichter überhaupt nicht. Die ganze Erzählung ist ihrer Moral nach nichts andres als eine wiederholte Warnung vor der Liebe zum Mammon. Darin ist Jesus so unerschöpflich gewesen, daß man sagen kann, dieser Zug gehört zu den sichersten und unverwischbarsten seiner Lehre.

Läßt man sich aber von diesem Gedanken den Geist erfüllen und sucht nun eine nähere Anwendung auf die heutigen sozialen Kämpfe wenigstens mittelbar zu gewinnen, so ist die allerfalscheste, die schlechthin ausgeschlossene Deutung die: den Christen, die Gemeinde, den Prediger gingen diese Kämpfe nichts an. Wo die moralischen Handhaben gegeben sind, hat er ein-

zugreifen, und zwar im schroff antimammonistischen Sinn. Das heißt, er hat jedenfalls nicht den Klassen zu dienen, die „viel Güter“ haben, um sie ihnen zu erhalten. Er hat auch nicht denen, die in der entgegengesetzten Lage sind, zu helfen, daß sie nun zur Abwechslung die „vielen Güter“ bekommen. Er hat diesen gewiß zu predigen: hütet euch vor dem Geiz, der Mensch lebt nicht vom Brot allein, sondern von einem jeglichen Wort, das durch den Mund Gottes geht. Nicht damit sie aufhören, nach einer Besserung ihres Lebensstandes zu trachten, sondern damit sie dies äußere Vorwärtskommen nicht für das höchste Gut achten. Er hat aber gewiß erst recht den Besitzenden dasselbe zu predigen, damit sie nicht aus Geiz, und also zu Unrecht und Sünde, dem Nächsten vorenthalten, was sein ist. Würde die christliche Predigt darauf verzichten, von der Güterfrage zu reden, so würde darin ihr Abfall von Christus und dem ursprünglichen Christentum offenbar. Heute aber ist man unter dem Druck starker politischer Strömungen dabei, jedes Anrühren der Erb- und Güterfrage von Christentums wegen als unchristlich zu brandmarken und wo möglich zu strafen. Da darf sich eine lebendige Frömmigkeit nicht vergewaltigen lassen. Die sozialen Kämpfe haben bis in ihren Kern hinein ethische Art. Sie gehören insoweit zur Kompetenz der christlichen Gemeinde. Wer dagegen Lukas 12, 14 ins Feld führt, mißhandelt ein Jesuswort. R

Christus und unser Christentum

Aus dem Nachlaß Jakob Hülsmanns

Erste Hälfte

Ich kann mich nicht darein finden, wenn man (wie das so oft geschieht, von mehr kirchlich-gebundner und auch von mehr freier Seite aus) dem Eindruck, den die Person unsers Herrn auf uns macht, soviel Anteil, ja oft allen Anteil an dem Christwerden des Einzelnen zuschreibt.

Bei Verschiednen wird dieses Christwerden auch verschieden sein. In der Regel indes, glaube ich, ist der Eindruck der Persönlichkeit Christi nicht der unmittelbar anregende, der entscheidende Punkt.

Die Persönlichkeit des Herrn, sein Leben und Handeln, sein Fühlen und Denken liegt nicht so unmittelbar klar, so geschichtlich bestimmt, so faßlich und erkennbar vor uns, daß es so leicht, wie man gewöhnlich voraussetzt, auf uns einwirken könnte, so leicht und so häufig und so tief einschneidend, so überzeugend und gewinnend. Es wird immer nur bei ganz besonders geführten und ganz besonders begabten Menschen vorkommen, daß sich ihnen die Züge, die unsre Evangelientrümmer uns vorführen, zu einem wirklich vor uns lebenden Bilde zusammenschließen, so daß sie mit der Gewalt der Gegenwärtigkeit und Unmittelbarkeit auf uns zu wirken vermöchten.

Denn nicht bloß die Gestalt unsrer Evangelienüberlieferung mit all den Bedenken, die sich gegen die bestimmte Geschichtlichkeit des Einzelnen erheben und einem modernen Menschen sich aufdrängen, sondern auch die Bedenken, die nicht bloß in der neuern Kritik ihren Grund haben, die vielmehr auch den Ungebildeten durch die allgemeine Abwendung vom Wunderbegriff nahe liegen, oder die in der Neigung liegen, den Heiland über alles Menschliche hinauszuheben und ihn so wieder unserm Gefühle, unserm Mitgefühle und unsrer menschlichen Teilnahme zu entziehen — alle diese Bedenken, mögen sie klar gedacht oder dunkel gefühlt werden, treten hier hemmend ein und verhindern sowohl die Lebendigkeit der Vorstellung wie die Teilnahme des Gefühls nur zu sehr. Die ganze biblische Geschichte rückt sich ja überhaupt so leicht in eine andre Sphäre, wird zu einem heiligen Traumgebilde, zu einem heiligen Märchen, und dies vielleicht am meisten bei denen, die am einfaltsvollsten und gläubigsten den höhern Klängen nachgehen. Bestimmte Vorstellungen bilden sich da gar nicht: Alles ist heiliger Schall und heiliges Dunkel. Das Gefühl wirklicher Geschichtlichkeit bildet sich gar nicht, also auch das vorbildlich Menschliche, das wirklich Menschliche geht verloren.

Wird nun durch diese so gewöhnliche und herrschende Vor-

stellung das Biblisch-geschichtliche überhaupt, und durch die weichung desselben von dem gewöhnlich Geschehenen, s durch kritische Bedenken auch das Vertrauen zu der Wirklic der Heilandsgeschichte immer einigermaßen gelähmt, so ko noch als Hindernis dies dazu, daß es doch nur erzählte Gesch und sehr weit vergangne Geschichte ist, daß also die Pe nicht mit der vollen Kraft gegenwärtiger Leiblichkeit, anschaul Lebendigkeit auf uns wirken kann.

Und doch liegt gerade darin die außerordentliche geheim volle Macht des persönlichen Einflusses, daß wir diese gegenwärtig und in leibhafter Bestimmtheit sprechen hö handeln sehen, ihr Auge, ihren Ton vernehmen. Erst dad unterscheidet sich der lebendige Mensch von dem Buche, Lehrer von dem Lehrbuche, der Vater, die Mutter, das H von den Erzählungen darüber oder von bloßen Lehren und mahnungen.

Dies ist ein Weltgeheimnis, vielleicht das wichtigste größte, der Unterschied persönlich, ja leiblich-unmittelbarer wirkung auf Andre von der durch Schrift oder durch Hö sagen u. s. w. vermittelten.

Darin liegt auch das Geheimnis der Religion und Religionsübertragung oder religiösen Weckung. Denn gewöhnliche Weise, wie Religion, wie Christentum in Menschen unsrer Zeit lebendig gepflanzt wird und zu ind dueller Macht und Entschiedenheit durchbricht, ist wohl in Regel nicht die des unmittelbaren Eindrucks der Person Geschichte des Herrn, sondern die durch Andre, durch unmi bar angeschaute gegenwärtige Persönlichkeiten, in denen Geist des Herrn, der Geist des Gebets, der Treue, des horsams, der Liebe sichtbar wird, in denen wir das Christen wirksam sehen, in denen wir es lieben, es verehren lern in denen wir das göttliche Leben, das wir bisher nur Hörensagen kannten, an dessen Wahrheit und Wirklichkeit glaubten und auch nicht glaubten, in denen wir den Glau an Gott und die Liebe zu Gott, wovon wir so vieles hört, gepredigt bekommen hatten — in denen wir dies A als von ihnen erfahrene Wirklichkeit bezeugt sahen.

Dies ist überall der Sonnenschein, der die verbor schlafende Sehnsucht des eignen Herzens zu Gott hin aufwe zum Keimen bringt, und die himmlische Pflanze belebt; da aus geht uns fast jede höhere Anregung und jede spät Stärkung zu: von unmittelbar mit uns in Verkehr treten christlich-frommen, aufrichtigen Persönlichkeiten, von wahrh betenden Menschen.

Am meisten und glücklichsten dann, wenn der Muttersch alles geistigen Menschenlebens, die Familie, vor allem die Mutt dann das Hausleben, diese Sehnsucht nach Gott in aller Weise schon dem Kinde eingelebt hat. Denn „wer das Re Gottes nicht empfängt wie ein Kind, der wird nicht hine kommen“: das Wort gilt auch in diesem Sinne.

Und gerade hier tritt dann auch die Erzählung von de Heilande und dessen zwar nicht leibhaftige aber doch abbildl vorgestellte, in Wort und That vorgeführte Persönlichkeit sch sehr bedeutend mit ein. Er und die ganze biblische Geschich bedeutender als wohl in irgend einem spätern Stadium d Lebens.

Nun ist aber die Religion nicht Wissen und Lehre u Fürwahrhalten und Gewöhnung: sie ist persönliches Lebe Wie sie sich von Person zu Person, von der leibhaftig u gegenwärtig angeschauten Persönlichkeit aus auf Andre hin, die anregend und entzündend, fortpflanzt, so lebt sie auch a Stimmung, als Bewußtsein, als Gefühl und Richtung in de ganzen Menschen.

Gerade so, wie das Kind nicht etwa bloß von Vater un Mutter weiß, sondern wie es, durch sie bestimmt, auf sie h sehend, unter ihren Augen stehend, gerade in diesem Familie kreise von dem darin herrschenden Geiste erfüllt wird und i weiter in sich trägt: so ist es auch mit der Religion, mit d Frömmigkeit.

Sie ist in mir, in uns Allen, wo sie ist und wo sie wir in derselben geschichtlich-kirchlichen Bestimmtheit, in der d Menschliche in dem Kinde als Familienglied und Volksgenos

Sie ist — und das will dasselbe sagen — in uns Allen r als Christentum, als diese bestimmte geschichtlich-kirchliche rm der Erscheinung.

Genau ebenso, wie die Leibhaftigkeit und Gegenwärtigkeit ein dem zu mir sprechenden Geiste die volle Macht des Lebens leiht, wie Selbstgesehenes, Selbsterfahrenes etwas ganz andres als bloß Ueberkommnes: so hat die Religion ihre Macht auch r durch die begleitende Leibhaftigkeit der sie tragenden Per- nen und der sie symbolisirenden Gebräuche.

Die Religion wirkt als Christentum auf tausend Punkten durch, daß sie das Leben mit ihren sichtbar werdenden, an s Ewige unmittelbar erinnernden Erscheinungen durchzieht. aufe und Abendmahl, besonders aber die Sitte der Familien- ufen, der Gottesdienst, der Gesang, das Glockengeläute, die egräbnisfeier — in all diesen Aeußerungen tritt sie immer nd immer wieder in irgend einer Leibhaftigkeit an uns heran, lebt uns, erinnert uns, stimmt uns; wir fühlen uns dadurch ie durch ein heiliges Netz still aber fest umschlungen, gebannt, stützt; aller Trost und alle religiöse Freude, die uns zu teil ird, kommen aus derselben Seele, die in jenen Feiern, in den locken- wie in den Gesangs- und Orgeltönen zu uns redet, nd die jenes geheimnisvolle Netz um uns spinnen: sie kommen lle aus dem Christentum und dessen Geschichte. Nur aus diesem inken wir unsre Frömmigkeit, holen wir unsre Ermutigung, nsern Trost, reinigen wir alles bessere Streben.

Aber woher kommt denn nun dies Christentum? Wie gitimirt es sich, sich und alle die mannichfaltigen Erscheinungen, urch die es auf uns wirkt? Ist es vielleicht nur eine zu- illige Form, in der wir uns — aus Gewohnheit und Pietät nd Trägheit — voranbewegen, und die auch eine andre, viel- eicht bessere und wahrere sein könnte oder sollte, oder ist es ie Erscheinung des Göttlichen in seiner gottmenschlichen Wahr- eit selbst?

Zweierlei kommt bei dieser Frage in Betracht. Einmal as Zeugnis unsers tiefsten Bewußtseins, die Erfahrung, daß, e mehr und je wahrer und tiefer wir das Echtchristliche in uns ufnehmen und es in uns wahr machen, wir nur desto mehr Ja sagen müssen zu dem, was das Evangelium gebietet und as es bietet, was es fordert und was es giebt, was es uns uchen und was es uns finden läßt.

Sodann aber — und das ist der Punkt, auf den es in iesem Gedankenzusammenhange vor allem ankommt —: wie eht es mit dem Ursprungspunkte dieser persönlichen geschicht- ichen Religion? Wer war der, von dem aus sie ein Leben der Menschheit zu werden begonnen hat, was war sie in ihm und as war er selbst? War er eine bestimmte Gestalt, eine er- ennbare, anschaubare Persönlichkeit, sodaß er auf seine Um- ebung leibhaftig einwirken, sich in sie hineinbilden und sie fähig nachen konnte, ihn nun weiter als Geist der Menschheit zu über- nitteln? War er so, daß das Beste und Größte und Heiligste, daß Alles, was sich an seinen Namen angeschlossen hat, was als ein Geist heiligend und belebend in den Besten die folgenden Zeiten durchdrungen hat, wirklich in ihm seinen personbildenden Ursprung hat nehmen können? War er so, daß er die ge- chichtliche Stütze für den außerordentlichen Bau der äußern wahrhaften kirchlichen Leibhaftigkeit, die genügende Ursache und Quelle all der Feiern und Zeichen, all der Einsicht und Stützen es besten christlichen Lebens, was uns umgiebt, was uns ge- eugt und was uns getragen hat — daß Er das hat sein önnen?

Hier sind wir zu dem Punkte gekommen, wo die Erkennt- is seiner Persönlichkeit für uns jetzt die größte Bedeutung hat, icht die des aus uns und unmittelbar uns zeugenden und weckenden Christenlebens, sondern die der Persönlichkeit, die den anzen geschichtlichen Leib unsrer religiösen Gemeinde geschaffen, estiftet, gezeugt hat, den Leib unsrer christlichen Volks- und Familiengemeinde, in deren Schoß, unter deren Einfluß, durch eren leibhaftig mich berührende äußere und persönliche Gegen- wärtigkeit ich zum Christentum, zu dieser Frömmigkeit ge- ommen bin.

Wie war er? Und wie konnte er dieses Gemeinschaftsleben n den Seelen seines Kreises stiften?

Diese Frage kann ich mir dann recht beantworten, wenn ich ihm in seiner damaligen Erscheinung nahe kommen, wenn ich ein bestimmtes Bild von seinem Innern mir machen, wenn ich ihm in seine Seele schauen, wenn ich sein Thun und Leiden, sein Wollen und sein Schicksal anschaulich verfolgen kann.

Beglaubigt sich mir dies als im wesentlichen geschichtlich-wirklich, als persönlich bestimmt, als die Darstellung eines wahrhaft gottmenschlichen Lebens, fühle ich, daß ich ihm vertrauen darf, daß ich ihn ansehen darf als den Mund der Gottheit, ja als die Darstellung der Gottheit selbst in ihrem der Menschheit geöffneten und sich öffnenden Herzen: so beglaubigt sich mir dadurch Alles, was im mich umgebenden Christentum seinen Ursprung, sein Wesen fühlbar an sich trägt. Und so wird er denn auch, sobald sich mir sein Bild so vergegenwärtigt, sein Reden und sein Thun, sein Leiden und sein Wallen, die Macht eines geistig und leibhaftig Gegenwärtigen auf mich üben. Sein Bild wird — bestätigend, vereinigend, erweiternd, verklärend — neben die Personen treten, die zuerst durch ihr wahrhaftes Sein und Leben mich für die Wahrheit gewonnen haben. Ja, er wird über seine geschichtlich-menschliche Stellung als „Anfänger und Vollender des Glaubens“ — was er in der doppelten Bedeutung des Glaubens ist, des subjektiven, persönlichen Glaubens, der in ihm war, und des objektiven, der in der Gemeinschaft, die von ihm ausgegangen ist, lebt — er wird über diese bloß geschichtliche Stellung noch hinaustreten. Er wird nicht bloß in der Form des Geistes, der von ihm aus in die Gemeinschaft hineingekommen ist, nur als deren Prinzip und Leben immanent weiter wirken: er wird auch angeschaut werden als das ewige Haupt der Menschheit in fortwährender persönlicher Herrlichkeitsexistenz. Geheimnisvoll, unbegreiflich: aber für die Christenheit wird sich diese Auffassung, wie sie sich den Aposteln aufdrängte, nach kürzern oder längern Verdunkelungen doch wohl immer wieder als notwendig aufdrängen. Einem wahren dauernden Bedürfnis entspricht immer eine Realität.

Indes, auch damit wäre das Gebet zu ihm und die Notwendigkeit fortwährender unmittelbarer Beziehung unsers religiösen Lebens auf ihn (neben Gott) doch noch nicht gegeben. Es wird wenigstens Jedem anheim gegeben werden müssen, ob er sich nicht in allen religiösen Erregungen auf Gott allein gewiesen sieht. Scheint es doch, als wenn religiöse Beziehung nur wahr und giltig sein könnte, insofern sie sich auf Gott und auf Gott allein richtet. Es scheint nicht bloß so, es kann nicht anders sein. Denn religiös wird etwas eben nur dadurch, daß es auf die letzte und höchste, die unendliche, absolut vollkommne Kausalität und Wesenheit, auf die allmächtige Güte und Weisheit bezogen wird: auf Gott.

Soll und kann es demnach auch noch ferner einen betenden Blick und Seufzer der christlichen Seele zum Heiland geben, so wird dieser nur so verstanden werden können: Einmal so, daß — halb bewußt, halb unbewußt — in dem Heilande die Seite des Göttlichen allein der betenden Seele vorschwebt, nach der er das wesenhafte, der Menschheit zugewandte Leben und Sein der Gottheit, die heilige Liebe und suchende Barmherzigkeit in sich trug und menschlich darstellte, sodaß wir also in seinem Bilde eigentlich das Bild Gottes vor uns haben und dieses in der für uns allein vorstellbaren, ergreifbaren Gestalt erfassen, zu erfassen suchen; nur daß dann nicht der Name Jesus, sondern der wesentlich auf die Gottheit passende des Heilandes, des Christus gesetzt werden sollte. Sodann aber auch so, daß man dabei an seine ewige Mittlerstellung dächte und der Gedanke daran der Seele dunkel vorschwebte, eine Vorstellung, wie sie dem seligen Paret — seinen brieflichen Aeußerungen nach, die Weizsäcker in Dorners Jahrbüchern mitgeteilt hat — vorschwebt, und wie sie auch Pressensé und wohl noch vielen sonst vorschweben muß, deren Christologie man als Arianisch-artig bezeichnet, und wie selbst Schleiermacher den Weg dazu bahnt, indem er sagt, daß Christus für alle Zeiten eine ähnliche Stellung zum Reiche Gottes in der Menschheit und zur Menschheit einnehme, wie sie der Mensch, die Menschheit auf dieser Welt zur Natur habe: das Haupt, von wo die Beseelung unmittelbar ausgeht.

Gerade diese Auffassung, wie sie hier angedeutet ist, setzt

dann eine mehr als bloß geschichtliche Anfangs- und Ausgangsstellung, setzt eine „Erhöhung," eine „himmlische Herrlichkeit" des Erlösers voraus.*)

Wellhausen

3. Prolegomena zur Geschichte Israels

So bekannt durch diese Arbeiten Wellhausen auch den Forschern war, in die weiten Kreise wurde sein Name erst durch seine 1878 erschienene „Geschichte Israels" getragen. Sie hat ihm auf der einen Seite den grimmigsten Haß, auf der andern ungeteilte Zustimmung und Begeisterung eingetragen. Wie kam das? Die Arbeit der Quellenscheidung, der Kritik war ja nicht neu. Seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts beteiligten sich Gelehrte verschiedenster Richtung an ihr, und einer der verdientesten auf dem Gebiet der Pentateuchforschung, Dillmann, hat hier nicht weniger scharf zurückgegriffen als Wellhausen ein erbitterter Gegner der Wellhausenschen Aufstellungen.

Der Fehler der Forscher war aber, daß sie sich zu sehr bei der Quellenscheidung begnügten. Und doch liegt auf der Hand, daß damit erst der Anfang des Weges bezeichnet war. Es galt nicht bloß, die Quellen und ihren Inhalt gesondert zu betrachten, nebeneinander abzuwägen, sondern vor allen Dingen zu fragen, ob die israelitische Geschichtsdarstellung und Anschauung sich mit dem, was wir aus den ältern in dieser Darstellung gebotenen Stücken vernehmen, in Einklang befindet, ob etwa eine Quelle mit ihnen stimmt, andre nicht. Es galt vor allen Dingen der Frage nachzugehen, ob etwa im Alten Testament Anhaltspunkte sich aufweisen lassen, die auf eine teilweise oder vollkommne Ummodelung der Geschichte unter dem bestimmten Druck gewisser religiöser Grundvorstellungen hinweisen. Es ist ja doch ein ins Auge fallender Widerspruch, daß man der Quellenscheidung mit Geschick nachgeht, und doch das Geschichtsbild Israels in der Weise bietet, wie es sich nur bei der Vernachlässigung der Widersprüche und des verschiednen Geistes dieser Quellen im spätern Judentum gebildet hat. Man kam (so auch noch Dillmann in seiner Alttestamentlichen Theologie) von dem hergebrachten Bilde der Geschichte Israels nicht los, als ob alle Quellenscheidung nur Zweck in sich hätte und nicht die notwendige Vorarbeit — aber doch nur Vorarbeit — für eine rechte geschichtliche Würdigung, für den rechten Gebrauch des Geschichtsschreibers wäre.

Wellhausen hatte sein Werk auf zwei Bände berechnet. Der erste beschäftigt sich eben mit diesem von den Forschern etwas vernachlässigten Punkte. Da er für eine positive Darlegung der Geschichte Israels erst Raum schafft, im übrigen aber selbständig dasteht, ist er später stets unter dem Titel „Prolegomena zur Geschichte Israels" herausgekommen.

Was ist es nun, das diesem Buche eine so große Bedeutung, eine so große bis auf diese Tage noch nicht nachlassende Wirkung gegeben hat? Ein kurzer Bericht über Inhalt und Gang des Werkes mag hierauf die Antwort geben. Wellhausen beginnt mit der Frage, ob das mosaische Gesetz, d. h. die in 2. Mose 25—31, 36—40, 3. Mose und 4. Mose 1—10, 15—19, 25—36 enthaltenen Bestimmungen an den Anfang der israelitischen oder der jüdischen Geschichte zu setzen seien; mit andern Worten, ob es von Mose an etwa Ausgangspunkt und Grundlage des israelitischen Staates gewesen sei, oder ob es etwa nur als Resultat einer längern geschichtlichen Entwicklung bis zum babylonischen Exil hin (586) sich verstehen lasse und demnach etwa als Grundgesetz der jüdischen Gemeinde in der Zeit von der Ankunft des Esra (458) bis auf Christus zu denken sei. Es liegt auf der Hand, von welcher Bedeutung die Frage und ihre Beantwortung ist. Die Antwort wird in drei Abteilungen dargeboten. Die erste handelt von der Geschichte des Kultus, die zweite von der Geschichte der Tradition und die dritte ist überschrieben: Israel und das Judentum.

*) Vgl. Jahrg. 1891, Nr. 50: Wer ist Hülsmann?

a. Geschichte des Kultus

In dem ersten Abschnitt über die Geschichte des Kultus spricht Wellhausen zuerst über den Ort des Gottesdien… dann über Opfer, über die Feste, über das Verhältnis … Leviten und Priester und zuletzt über die Ausstattung … Klerus. Bezüglich des Ortes wird nachgewiesen, daß in den ältesten Teilen der Geschichtsbücher das Land Kan… Wohn- und Anbetungsstätte Gottes ist. Ueberall kann m… demnach Jahve (Jehova) daselbst opfern. Natürlich giebt es ei… hervorragende Gottesstätten, so im Norden Dan, Betel, we… Gilgal, Hebron, Beerscheba, von denen unter andern die S… ging, Gott habe sich dort besonders offenbart, oder die … schichtlich irgendwie bedeutsam geworden waren. Aber … einer Zentralisation des Kultus, von der Ansicht gar, die … bekanntlich zur Zeit Christi bei den Juden finden, daß m… nur in Jerusalem opfern dürfe, läßt sich gar nichts nachwei… Die ältern Propheten stoßen sich wohl am Götzendienst, an … Aeußerlichkeit des Kultus, nicht aber an den Höhen, d. h. … den auf den Bergen am Dorf gelegnen Opferstätten Jah… Sie richten gelegentlich dort zerstörte Altäre wieder auf (Eli…). So lange das Nordreich bestand (bis zum Jahre 722), … auch gar nicht daran zu denken, daß der Tempel in Jerusal… sich das Alleinrecht des Kultus erobern konnte. Denn … Nordreich lag die eigentliche Kraft Israels, Betel hatte m… zu bedeuten als Jerusalem. Erst nachdem das Nordreich … fallen, das Südreich aber erhalten geblieben war, verände… sich das Bild. Es schien doch, als habe Gott sich besond… zu dem Orte bekannt, an dem einst seine Lade Unterkunft … funden hatte. In Judäa überwiegt die Bedeutung der H… kirche und der Hofprediger, daß ich so sage. Aber das Alle… recht, nur in Jerusalem, der königlichen Residenz, zu opfern, … auch jetzt noch nicht erobert. Erst die durchgreifende Refor… des Königs Josia (621) schafft hier Wandel. Dieser Kön… läßt die außerjerusalemischen Altäre zerstören und verlangt … Vollziehung des Kultus in Jerusalem. Nur so war es mö… lich, die immer noch mitgeschleppten Bestandteile altisraelitisch… oder kanaanäischen Heidentums, die auf den Höhen der Dör… sich erhalten hatten, endgiltig auszuscheiden. Und auch die… Versuch wäre nicht gelungen, falls nicht die Geschichte nach… holfen hätte. Nebukadnezar zerschlägt das judäische Staatswes… und führt die Bevölkerung von dannen. Sie wird also a… der Heimat herausgerissen. Die Heimkehrenden, die sich zunäc… in Jerusalem ansiedeln, haben kein Interesse mehr an dem dö… fischen Kultus. Ihre Kirche ist der Tempel zu Jerusalem. S… ist es zur Zentralisation des Kultus gekommen. „Es koste… sie keine Kämpfe, die zerstörten Bamoth (Höhen) in Trümme… liegen zu lassen; ihnen war es völlig in Fleisch und Bl… übergegangen, daß der eine Gott auch nur eine Anbetung… stätte habe, und seitdem galt das für alle Folgezeit als ei… selbstverständliche Sache."

Wie verhält sich zu diesem Thatbestand der Pentateuch i… seinen verschiednen Teilen?*) Es ist doch zu erwarten, da… die gesetzlichen Bestandteile desselben nicht einfach in der Lu… schweben, sondern irgendwie in der Geschichte wurzeln. D… ergiebt sich nun das Resultat, daß das jehovistische Werk, da… heißt das aus J und E zusammengeschlossene, durchaus al… selbstverständlich eine Vielheit von Altären annimmt. Alle di… Theophanien (Gotteserscheinungen) in der Genesis haben de… Sinn, den noch zur Zeit der Erzähler hochgeehrten Gottes… stätten ihre geschichtliche Berechtigung nachzuweisen. Hier ha… sich Gott den Vorvätern offenbart, hierher haben sie zu zehnte… versprochen — Gleiches ist Recht und Pflicht der Nachkommen…

*) Man scheidet im Pentateuch (d. i. das Fünfbuch, die fünf Büche… Mosis) drei Quellen. Die erste, die von Anfang an den Namen Jahv… für Gott gebraucht, heißt die jehovistische. Ihr gehören Teile wi… Gen. 2—3, 18—19 an. Sie ist von einem Judäer geschrieben. Di… zweite Schrift gebraucht bis zur Offenbarung Gottes gegenüber den… Moses und auch weiterhin den Namen Elohim. Das ist die elohistisch… Quelle. Sie entstammt dem Nordreich. Beide Schriften haben vor… wiegend historisches Interesse. Sie wollen Ereignisse der Vorzeit schildern… Diese Schriften wurden zu einem Werk J E zusammengearbeitet. PC… d. i. der Priesterkodex, dagegen hat besondres Interesse für Gesetze, fü… den Kultus und Zeremonien und steht sehr für sich da.

Einen ganz andern Stand nimmt das Deuteronomium (5. Buch [M]oses)*) ein. Der Verfasser weiß wohl, daß man an vielen [S]tätten geopfert hat, hält das auch bis zur Zeit des Tempel[ba]us durch Salomo für das Gottgewollte. Das aber ist nach [ih]m der größte Fehler der nachfolgenden Könige, daß sie auch [w]eiterhin diese Freiheit haben bestehen lassen. Vielmehr ver[la]ngt der Verfasser, daß von da an alle Höhen mit Stumpf [u]nd Stiel hätten vernichtet werden müssen. Denn nur so konnte [m]an das Heidnische abscheiden. Der Verfasser ist sich der Trag[w]eite seiner Forderung wohl bewußt und zieht nach allen [S]eiten die Konsequenzen, die sich aus der Einheit des Kultus[o]rtes ergeben. Es ist kein Zweifel, wir haben es hier mit [e]inem durch die Geschichte gebotenen Reformversuch zu thun, [d]er zur Zeit des Josia wirksam ward (621).

Ganz anders ist die Luft in PC (der sogenannten Grund[s]chrift, der besonders die Zeremonialgesetze der mittlern Bücher [d]es Pentateuch angehören). Die Kultuseinheit ist hier schon [a]ls selbstverständlich vorausgesetzt. Der Verfasser kann [e]s sich gar nicht anders denken, als daß stets nur eine An[b]etungsstätte vorhanden war. So kommt er zu der Stiftshütte [(]2. Mose 25—31, 35—40), einem Nachbild, nicht, wofür man [e]s bisher gehalten, dem Urbild des salomonischen Tempels. [D]ie Stiftshütte ist der tragbar gemachte salomonische Tempel, [d]essen Bau und Einrichtung auf Gott selbst zurückgeführt wird. [G]ott verlangt, daß nur an dieser Stätte dürfe geopfert werden. [V]on Moses an existirt aber erst die Stiftshütte. Demnach muß [d]as Opfern der Patriarchen fortfallen. Die Erzählungen über [s]ie werden dem entsprechend umgestaltet: die Forderung des [D]euteronomiums ist also durchgedrungen Die Einheit des Kultus [v]ersteht sich von selbst: das aber gilt doch nur für die Zeit [d]er nachexilischen Gemeinde. Daher entstammt somit dieser [d]ie Gesetzgebung von PC (dem Priesterkodex), und es ist ein [L]eichtes, nachzuweisen, wie nach diesen Anschauungen von der [S]elbstverständlichkeit der Kultuseinheit die Geschichte hat um[g]estaltet werden müssen.

Es fragt sich, ob mit diesem Befunde das übereinstimmt, [w]as sich über das Opfer sagen läßt. Auch hier läßt sich tief[g]ehende Verschiedenheit zwischen dem, was in J E und PC [s]ich findet, behaupten. Nach dem PC giebt Gott dem [V]olk durch Moses die genaue Anweisung über die Weise [d]es Opferns. Auf das wann, wo, durch wen, wie wird ein [g]anz besondres Gewicht gelegt. Gerade die Form macht das [O]pfer zu einem israelitischen, Jahve dargebrachten. Dagegen [w]eiß die Gesetzgebung ebenso wie die Geschichtserzählung in J E [w]eder von einer besondern Form des Opfers etwas, noch auch [v]on dem Beginn desselben in Israel erst seit Moses. Israel [h]at das Opfer gemein mit allen Völkern. Die Patriarchen, [a]uch Noah, wie Kain und Abel haben geopfert. Alles Gewicht [w]ird nicht auf das wie gelegt, sondern auf das wem. Und [z]u dieser Ansicht paßt, was wir aus den geschichtlichen Büchern, [a]us den ältern Propheten wissen. Es ist mit Bestimmtheit zu [b]ehaupten, daß die Propheten von Amos bis Jeremia [k]eine solche Ritualgesetzgebung, wie sie in Leviticus vorliegt, nicht [g]ekannt haben; ja noch mehr: aus ihren Reden läßt sich auch [s]chließen, daß etwas Derartiges überhaupt allgemein unbekannt, [a]lso auch nicht vorhanden war. Wenn Amos (5, 21 ff.) sagt: [„]habt ihr mir etwa die vierzig Jahre in der Wüste Opfer und [G]aben dargebracht" oder Jeremia (7, 21 ff.) meint: „ich habe [e]uern Vätern nichts befohlen, als ich sie aus Aegyptenland führte, [i]n betreff von Brand- und Dankopfern," so sind das Zeugnisse [g]egen die Behauptung eines auch nur im Priesterkreise und im [T]empel giltigen Gesetzes nach Weise der Bestimmungen, wie [si]e uns im sogenannten PC vorliegen, an denen es schwer ist, [v]orbeizukommen. Denn Jeremia war Priestersohn und verkehrte [i]n stetig im Tempel. Dieser sein Ausspruch, wie der des Amos [b]eweisen, daß von einer solchen Gesetzgebung wie PC allgemein [n]ichts bekannt war. Der Prophet Ezechiel führt uns auf das [g]leiche Resultat. Sein Entwurf vom Jahre 573 über den Zu[k]unftsstaat (Kap. 40—48) und Zukunftstempel bietet Bestimmungen über das Opfer, die gewiß auf den Kultus des Tempels in Jerusalem zurückgehen, aber ebenso gewiß mit PC in Widerspruch stehen. Nach Aufhören des Kultus machte sich eine Kodifikation der alten Gebräuche notwendig. Sie liegt bei Ezechiel vor. Sie war zwecklos, wenn PC vorhanden war. Auch erklären sich die Abweichungen nicht, wenn man den PC als vorhanden und bekannt voraussetzt; das Umgekehrte, daß Ezechiel eine Vorbereitung zum PC ist, läßt sich mit größerer Wahrscheinlichkeit behaupten. Eine nähere Untersuchung bestätigt das hier Dargelegte. In dem alten Israel war das Opfer Sache der Familie, der Genossenschaft, des Dorfes. Bei freudigen Anlässen, bei der Weinlese, der Schafschur, an Familientagen aß und trank man zusammen und gab der Gottheit ihr Teil, es war „ein Essen und Trinken vor Jahve." Daraus ergiebt sich, daß in Altisrael der Gottheit gekochtes Fleisch, gesäuertes Brot u. s. w. dargebracht wird, wie man diese Dinge für den Menschen zuzubereiten pflegte. Das Schlachten eines Tieres geschah selten, nur bei feierlichen Gelegenheiten und so ist denn alles Schlachten ein Opfern. In der Gesetzgebung des Priesterkodex ist das Bild ein ganz andres. Die Stoffe werden feiner, die fröhliche Opfergesellschaft verschwindet, das Opfer wird von dem Priester im Tempel dargebracht, ein fröhliches Essen und Trinken der Darbringer vor Gott kann da nicht statt haben. Der große Unterschied, wie er bezüglich des Opfers bis ins einzelste dargelegt wird, erklärt sich aus der Reform des Josia. Die Forderung, daß nur in Jerusalem geopfert werden dürfe, mußte mit Notwendigkeit die alte Form zerstören. Wenn erst eine Reise nach Jerusalem nötig ist, um zu opfern, so können die festlichen Gelage der Familie, des Dorfes dabei nicht bestehen. Der Einzelne verschwindet bei den Festen in Jerusalem in der allgemeinen Gemeinde, das Opfer aber hat Wert und Bedeutung, auch wenn der das Opfer Spendende nicht zugegen ist. Wenn das auch nicht in der Absicht des Gesetzgebers lag, so war das doch die notwendige Folge seiner Bestimmungen. Der Priesterkodex mit seiner Opfertheorie erklärt sich nur aus der Durchführung der im Deuteronomium geforderten Kultuszentralisation. Das zeigt sich nun mit besondrer Deutlichkeit, wenn man einen Blick auf die Feste der alten Hebräer wirft.

Denn während die ältesten gesetzlichen Schriften (J E und Deuteronomium) die drei Feste (das der ungesäuerten Brote, das Siebenwochenfest, das Laubhüttenfest) durchaus noch als Landmannsfeste charakterisiren, und zwar so, daß das erste das Fest beim Beginn, das zweite das beim Schluß der Getreideernte ist, dagegen das Laubhüttenfest hauptsächlich als Erntedankfest für die Wein- und Obsternte in betracht kommt, haben wir es in PC mit Kirchenfesten zu thun. Je nach den Verschiedenheiten der Jahre, der Gegenden des Landes werden jene Landmannsfeste früher oder später fallen. Ist aber die Zentralisation des Kultus durchgedrungen, so muß notwendigerweise ein solches Schwanken aufhören. Da fallen die Feste stets auf denselben Monatstag. Natürlich treten dann die eigentlichen, im Landmannsleben begründeten Ursprünge des Festes zurück, man begründet sie lieber geschichtlich aus der Vergangenheit des Volks, aus seiner Ausführung und seinem Wüstenaufenthalt. Auch hier geht der Weg von J E über das Deuteronomium zu dem Priesterkodex. Und diese Meinung wird bestätigt durch das, was wir in der vorexilischen Litteratur der Hebräer von Festen hören. Mit den Geboten und Anschauungen des PC wird da in keiner Weise gerechnet. Das Landmannsleben ist es, das in den Festen seinen religiösen Ausdruck findet, wie das besonders scharf aus dem zweiten und neunten Kapitel des Propheten Hosea zu ersehen ist. Während nun die Passahfeier unter Josia (621; vgl. 2. Kön. 23, 21 ff.) durchaus auf das Deuteronomium zurückgeht, lassen sich die Spuren von den Bestimmungen des Priesterkodex über Festopfer, Festdauer u. s. w. erst von der Zeit des Esra ab nachweisen (444). Nach 1. Kön. 8, 66 entläßt Salomon am achten Tage das Volk: es wird somit nur ein siebentägiges Herbstfest (Laubhütten) angenommen, während nach PC gerade der achte Tag der heiligste ist, wie denn auch der Chronist darnach den Bericht des Königsbuches verändert. Vor allem aber ist das heiligste und größte Fest des PC, das ist das Versöhnungsfest am achtzehnten des

*) Das Deuteromium ist ein für sich stehendes selbständiges Werk, [d]as mit den drei Quellen nichts zu thun hat.

siebenten Monats, bis zum Jahre 444 nicht gefeiert worden, aus dem einfachen Grunde, weil eine gesetzliche Bestimmung bezüglich eines solchen Tages bis dahin nicht vorhanden war. Desgleichen läßt sich vom Sabbath behaupten, daß er, ursprünglich wohl ein Mondfest, durchaus zu einem Landmannsfest geworden war. Er ist ein Tag der Freude und der Erholung von der Arbeit für Gesinde und Vieh. Da macht man wohl weite Reisen über Land, zu denen man sich Werktags keine Zeit gönnte — aber ein Tag der Askese und Qual wie zur Zeit Christi war der Sabbath für Altisrael nicht. Das ist er erst geworden durch den Priesterkodex, der also auch nach dieser Seite hinter dem Werke J E und dem Deuteronomium steht. Die Sabbathverordnungen des PC verstehen sich aber erst aus dem inzwischen erfolgten babylonischen Exil. Dort in Babel wurden Sabbath und Beschneidung die eigentlichen Unterscheidungsmerkmale des Judentums. Wer sie unterließ, war ein Abtrünniger. Als solche „Zeichen,“ wie sie der PC nennt, hat sie vor der Verbannung niemand angesehen, auch nicht ansehen können, weil weder Sabbath noch Beschneidung in Syrien etwas den Juden Eigentümliches war. Hiermit hängt die Forderung des Sabbathjahres und Jobeljahres (d. h. Feier des je siebenten und fünfzigsten Jahres) zusammen. Auch hier haben wir es mit Verordnungen zu thun, die bei einem nach seiner großen Masse dem Landbau ergebnen Volke unmöglich waren. Erst von der exilischen Zeit an konnten sich solche Forderungen ausbilden.

Auf dasselbe Resultat führt eine genauere Untersuchung über die Geschichte des israelitischen Priestertums. Ezechiel fordert, daß in der neuen Gemeinde nur die Söhne des Sadok, d. h. die Priester von Jerusalem Priesteramt haben sollen, dagegen die Höhenpriester, d. h. die Landpriester außerhalb Jerusalems, die Leviten, sollen zur Strafe dafür, daß sie das Volk zum Götzendienst verführt haben, degradirt werden. Sie sollen Küsterdienste am Heiligtum in Jerusalem verrichten. Also waren sie doch vorher Priester, also weiß doch auch Ezechiel von einem schon aus der mosaischen Zeit stammenden Verbot priesterlicher Funktion durch die Leviten nichts, wie es doch PC uns bietet (Num. 16). Nach PC haben ja die Leviten nie Priesterrecht besessen. Aber in der ältesten Geschichte Israels tritt uns ein Unterschied von Klerus und Laien gar nicht entgegen. Jeder kann opfern und schlachten. Nur an größern Heiligtümern, die etwa ein kostbares Gottesbild beherbergten, so in Dan und Silo finden wir Priesterfamilien. Aber auch hier hat Jeder Zutritt zu dem Heiligtum. Zur Lade z. B., der nach PC selbst der Hohepriester nur einmal im Jahre nahen durfte, hat Hanna Zutritt, Samuel schläft bei ihr (1. Sam. 1—3). Mit dem Aufkommen des Königtums schwindet womöglich noch die Selbständigkeit dieses oder jenes Priestergeschlechts. Die Priester sind Beamte des Königs. Der König kann selbst priesterliche Funktionen verrichten, wie David und Salomo das ja auch gethan haben. David macht neben Ebjathar, dem Nachkommen des Eli, Sadok noch zum Priester, der dann unter Salomo seinen Nebenbuhler verdrängt. Auf Sadok führt sich dann die jerusalemische Priesterschaft zurück. Sie wird nur künstlich, so von dem Chronisten, als aaronidisch nachgewiesen.

Diesen Verhältnissen, wie sie aus der vorexilischen Litteratur Israels sehr deutlich hervorgehen, entspricht die Gesetzgebung in J E. J E kennt die Höhen wie den Höhendienst. Beides ist nicht sträflich. Ebenso bedarf es keines besondern Priestertums. Auch hier bildet der Deuteronomiker die Brücke zu Ezechiel, dieser zum PC. Der Deuteronomiker will zwar die Höhen beseitigen, aber die Priester nicht. Beides war jedoch untrennbar verbunden. Die Forderung, daß sie in Jerusalem als gleichberechtigte Priester sollten aufgenommen werden, war natürlich undurchführbar. Jetzt kommt Ezechiel, der so vielfach die Geschichte umkehrt und behauptet, die Sadokiden hätten nicht gefehlt, nur die Höhenpriester. Thatsächlich bestand nur der Unterschied, daß die Höhenpriester ihr Amt und Brot schon unter Josia verloren hatten, die Sadokiden erst durch die Zerstörung der Hauptstadt. In der neuen Gemeinde ist natürlich nur eine Kultstätte denkbar. An dieser

können nur Sadokiden wirken, aus deren Geschlecht Ezechi stammt. Die Nachkommen jener Höhenpriester sollen jetzt Stelle der heidnischen Tempelsklaven die Küsterdienste verrichte Hier kommt der bisher unbekannte Unterschied von Levit u Priester. Bis dahin war beides thatsächlich dasselbe. Der P geht dann noch über Ezechiel hinaus, besonders darin, daß b ihm alles sich um den Hohenpriester dreht, der bis zu Ezechi hinab vollkommen unbekannt ist. Er hat auch in der Zeit, Israel seine politische Selbständigkeit hatte, keinen Rau Denn er trägt Turban und Purpur des Königs. Die Vorau setzung dieser Figur ist eben die, daß die ganze politische Ve waltung den Juden nicht mehr zukommt, mit andern Worte daß sie unter persischer Oberhoheit sich befinden. Da ist d kirchliche Spitze der Gemeinde ihr unbestrittener Repräsentan

Meinhold

Der Achte Evangelisch-Soziale Kongreß

wird vom 9. bis zum 11. Juni in Leipzig tagen. Seit d Evangelisch-sozialen Kongresse bestehen, hat ihnen die Chris liche Welt eine besondre Aufmerksamkeit und Sympathie zu gewendet. Das ist nicht etwa deshalb geschehen, weil die ih nahestehenden Theologen dort den maßgebenden Einfluß aus übten — wie mit Unrecht behauptet worden ist —, sonder aus einem andern und bessern Grunde, den die nachfolgende Zeilen ausführen möchten. Diese Blätter wollen ein Christentu vertreten, das nicht in der verstandesmäßigen oder gewoh heitsmäßigen Annahme von Dogmen, sondern in einer die Herze und das Leben beherrschenden christlichen Gesinnung besteht. Ei Christ in diesem Sinne kann aber gerade in unsern Tage nicht gleichgiltig vorüber gehen an den schreienden Mißstände und Ungerechtigkeiten des wirtschaftlichen und sozialen Leben Auch wird seinem Gewissen die Bekämpfung der ungeheuer materiellen und sittlichen Not in ihren einzelnen Erscheinungs formen nicht mehr genügen; denn die Erkenntnis ist erwach daß dieser Kampf aussichtslos ist, wenn nicht die in fehler haften Zuständen des öffentlichen Lebens ruhenden Wurzeln de Not beseitigt werden, — daß selbst die Verkündigung de Evangeliums nahezu unfruchtbar bleiben muß Bevölkerungs klassen gegenüber, die durch ihre äußern Lebensverhältnisse a der Führung eines christlichen Familienlebens gehindert ode in für den Einzelnen übermächtige Versuchungen hineingeführ werden. Aus dieser Erkenntnis folgt von selbst die Pflicht de Christen, an ihrem Teil zur Abhilfe beizutragen. Kann si doch jetzt nicht mehr, wie in den Tagen des patriarchalische Staats, vertrauensvoll der Obrigkeit allein überlassen werden vielmehr entspricht dem heute den einzelnen Bürgern zustehende Recht der Mitwirkung an der Regierung die bestimmte Pflicht nach bestem Wissen und Können einzutreten für eine befrie digendere Gestaltung der Verhältnisse.

Handelt es sich nun um die Wege und die Ziele diese Arbeit, so werden evangelische Christen über zwei Punkte einig sein. Der erste: Das ideale Ziel aller sozialen Reformarbeit sol sein die Verwirklichung der unwandelbaren Gottesgedanken de Gerechtigkeit und Barmherzigkeit, die das Evangelium in di Beziehungen der Menschen unter einander einführen will. De zweite: Ueber die Mittel und Wege, wie im öffentlichen Leben dies Ziel zu verfolgen ist, über das Maß des in einem be stimmten Volk und Zeitalter darin Erreichbaren, also über di Gestaltung unsrer politischen, sozialen und wirtschaftlichen Ver hältnisse im einzelnen, giebt uns das Evangelium weder Be lehrungen noch Vorschriften, — es sind das Probleme, die di Wissenschaft und die praktische Erfahrung zu lösen haben.

Die Anerkennung dieser beiden Wahrheiten durch weit Kreise der deutschen evangelischen Christenheit, verbunden mi der allmählich gewachsenen Einsicht in die gerade unsrer Zei eigentümlichen sozialen Mißstände, hat mit innerer Notwendig keit dazu geführt, daß diejenigen, die in dieser Erkenntnis einig waren, öffentlich zusammentraten, um die Mittel und Wege zu besserer Gestaltung der Dinge gemeinsam zu erörtern, um zu gleich die sie beseelende Gesinnung in immer weitere Kreise zu

agen und so die Arbeit der praktischen Sozialreform vorzu-
ereiten. So entstand der Evangelisch-soziale Kongreß unter
em Zusammenwirken von Männern der verschiedensten poli-
ischen, kirchlichen und wirtschaftlichen Richtungen.

Die bisherige Geschichte des Kongresses hat in sieben Jahres-
ereinigungen ein reiches geistiges Leben offenbart, eine fruchtbare
Thätigkeit entfaltet. Wer von den Teilnehmern, der auch nur
ine oder einige dieser Versammlungen besucht hat, möchte die
eiche Anregung für Geist und Herz entbehren, die ihm dort zu
eil geworden ist! Versuchen wir das Geheimnis dieses Er-
olgs, die Ursachen der ganz ungewöhnlichen Anziehungskraft der
Evangelisch-sozialen Kongresse zu ergründen. Der Umstand,
aß sie — wie wir sahen — einem Bedürfnis der Zeit ge-
ügen, einer vorhandnen Disposition der Geister entsprachen,
nd daß die hier erörterten Probleme dem Gebiet angehören,
as im Mittelpunkt des Interesses weiter Kreise steht, erklärt
ie Erscheinung doch noch nicht ausreichend. Die Thatsachen,
aß vielfach bedeutende Persönlichkeiten aus verschiednen Lebens-
ebieten die Referate übernehmen und in die Diskussion ein-
reifen, daß Theologen, Nationalökonomen, Juristen und Männer
es praktischen Staats- und Erwerbslebens einander ergänzend
usammenwirken, daß die Leitung der Verhandlungen von Anfang
n eine meisterhafte gewesen ist — sie haben unzweifelhaft zum
Gelingen mächtig beigetragen, aber auch sie hätten nicht genügt,
m den ganz eigentümlichen Geist und Reiz der Evangelisch-
ozialen Kongresse zu schaffen. Es treten noch einige Umstände
inzu, die aus den der Existenz des Kongresses zu Grunde
iegenden Gedanken und Bestrebungen hervorgehen. Einmal:
trenge geistige Arbeit und sittliche Erhebung sind hier ver-
unden, Kopf und Herz kommen beide zu ihrem Recht — die
Gefahr der Trockenheit und Einseitigkeit, die den Zusammen-
ünften von Fachmännern, und die der Phrasenhaftigkeit, die
en für bestimmte praktische Ziele agitirenden Versammlungen
rohen, sind gleichermaßen vermieden. Und weiter: zwischen
em Umfang und der Bedeutung dessen, was gemeinsamer
eistiger und sittlicher Besitz der Teilnehmer ist, und dem, was
rst durch gemeinschaftliche geistige Arbeit in freiem Meinungs-
ustausch gefunden und klargelegt werden soll, besteht das
echte Verhältnis, ein glückliches Gleichgewicht. Dieser Punkt
st wichtiger, als auf den ersten Blick scheinen mag. Sind nicht
rfahrungsgemäß die meisten Versammlungen von engern Ge-
innungsgenossen dadurch unfruchtbar und langweilig, daß die
Teilnehmer schon im voraus über alle wesentlichen Punkte einig
sind und anscheinend nur deshalb zusammenkommen, um sich
dieser erfreulichen Uebereinstimmung von neuem zu versichern?
Und andrerseits ist ebenso jede Diskussion unfruchtbar, deren
Teilnehmer von gänzlich verschiednen Voraussetzungen ausgehen
oder, so weit es sich um praktische Fragen handelt, auseinander-
gehende letzte Ziele erstreben. Der Evangelisch-soziale Kongreß
hält die goldne Mitte inne. Die wenigen, aber schwer wiegenden
Voraussetzungen, an die er das Recht der aktiven Teilnahme
knüpft — man könnte sie kurz als Bekenntnis zu christlicher,
patriotischer, sozialer Gesinnung zusammenfassen —, verbürgen
einerseits, daß nur Menschen zusammen kommen, die in ihren
Ausgangspunkten und Zielen genug Gemeinsames haben, um
eine fruchtbare, gemeinschaftliche Arbeit zu ermöglichen, und
lassen andrerseits einen weiten Spielraum für mannichfache
religiöse, politische und volkswirtschaftliche Auffassungen; wie
denn auch thatsächlich regelmäßig die verschiedensten Partei-
standpunkte und individuellen Ueberzeugungen zur Aussprache
gekommen sind. Darauf ganz besonders beruht der eigentüm-
liche Reiz und Wert der Verhandlungen; man ist einigermaßen
sicher, jedes aufgeworfne Problem in der Diskussion unter ver-
schiednen Gesichtspunkten und in verschiedner Beleuchtung er-
örtert zu sehen, und doch allerseits in einem Sinn, der die ge-
meinsamen Bestrebungen anerkennt und fördert.

So lange wird der Evangelisch-soziale Kongreß seine
Bedeutung und seine Blüte behaupten, als er dieser Aufgabe
treu und gewachsen bleibt, ein weit geöffneter Sprechsaal, eine
Stätte der Belehrung, Anregung und Erhebung für alle die-
jenigen zu sein, die eine ernsthafte Sozialreform auf der Grund-
age christlicher und patriotischer Gesinnung wollen. Das
Programm der Verhandlungen, die Namen der Referenten, die Wahl des Kongreßorts — Alles spricht dafür, daß auch der achte Kongreß gleich den frühern seiner Bestimmung gerecht werden wird. Zwar ist die Gunst äußerer Verhältnisse, die den ersten Kongressen zur Seite stand, nicht mehr vorhanden. Die Zeit, da die öffentliche Meinung, Fürsten und Regierungen voran, nahezu einmütig nach Gerechtigkeit und Besserstellung für die ärmeren und gedrückteren Volksgenossen rief, ist vorüber; die durch eine ernsthafte Sozialreform bedrohten Sonderinteressen haben sich organisirt und eine mächtige Gegenbewegung hervorgerufen, die heute vielfach die Regierungen, die Volksvertretungen und die Presse beherrscht. So wird denn der Evangelisch-soziale Kongreß, ohne daß er selber irgendwie seinen Charakter verändert hätte, jetzt von mancher Seite mit Mißtrauen angesehen, die ihm früher Sympathie zeigte, und selbst die innern kirchlichen Gegensätze, denen er fern bleiben will und muß, werden benutzt, um Stimmung gegen ihn zu machen. Aber wir befürchten nicht, daß diese Ungunst der heutigen politischen Lage und die mancherlei Anfeindungen den Kongreß ernsthaft schädigen werden. Eher hoffen wir, daß sie dem innern Wachstum der Versammlungen zu gut kommen. Der Stuttgarter Kongreß begann unter dem Zeichen einer tiefgehenden innern Krisis, durch den Rücktritt des ursprünglichen Stifters der Institution und mancher seiner Freunde hervorgerufen, — und er nahm dann den schönen Verlauf, der allen Teilnehmern unvergeßlich bleiben wird.

So rufen wir dem achten Kongreß unsern freudigen Gruß zu, der alles Vertrauen und die wärmste Sympathie für seine Arbeit in sich schließt. Möchten viele unsrer Freunde in der Lage sein und sich entschließen, in der Pfingstwoche nach Leipzig zu gehen! Wir haben es noch nicht erlebt, daß der Besuch eines Evangelisch-sozialen Kongresses jemanden gereut hätte.

Friedrich von Oertzen

Nach der Konfirmation

Die Konfirmationen sind hierorts vorüber; auch anderwärts fallen sie ja fast ausschließlich in die Zeit um Ostern und Pfingsten. Sie bilden einen Höhepunkt nicht nur für das Leben der Konfirmanden und ihrer Angehörigen, sondern auch für die Amtswirksamkeit des Pfarrers. Mir wenigstens erscheint kaum irgend eine Seite des Berufs so wichtig, wie dieser Unterricht der Jugend, der in der Konfirmation seinen Abschluß findet.

Theoretisch ist es bekanntlich nicht leicht, die Bedeutung der Konfirmation zu bestimmen. In der Reformationszeit wurde sie ausgebildet in Anlehnung an die katholische Firmelung und zugleich unter entschiedner Ablehnung ihres sakramentalen Charakters, ähnlich wie die Trauung und das kirchliche Begräbnis, nur als heilige, kirchliche Handlung betrachtet. Aber als solche fand sie zunächst nicht den geeigneten Boden und geriet bald in Vergessenheit; erst von Spener 1666 in Frankfurt wieder eingeführt, wurde sie zunächst in den Kreisen des Pietismus, dann auch von der Aufklärung und der Orthodoxie mehr und mehr angenommen; aber allgemein eingeführt ist sie erst seit diesem Jahrhundert, und bis in die neuste Gegenwart fehlt es nicht an vereinzelten Stimmen, die aus theoretischen oder praktischen Gründen bereit wären, auf die ganze Institution in ihrer jetzigen Form zu verzichten.

Eine auch nur teilweise Wiederholung oder Ergänzung der Taufe darf die Konfirmation nicht sein; die Taufe muß unbedingt als in sich perfekt und abgeschlossen betrachtet werden. Auch eine kirchliche Segnung, soweit solche mehr als fürbittender Art sein sollte, ist in ihrem Wesen unevangelisch. Wir sind nicht in der Lage, als von uns aus den heiligen Geist Andern zu erteilen; den heiligen Geist kann nur Gott geben, und er giebt ihn nur den innerlich zubereiteten Herzen, worüber uns Menschen jede Kontrolle fehlt. Aus andern Rücksichten empfiehlt sich auch nicht die Auffassung der Konfirmation als einer Bekenntnisablegung und eines Gelübdes. Bekenntnis und Gelübde setzen eine religiöse Lebenserfahrung voraus, die im ausreichenden Maße von diesen jungen Leuten noch nicht erwartet werden kann,

und die Verleitung, ein solches Gelübde ohne die volle innerliche Ueberzeugung auszusprechen, ist in sittlicher und religiöser Hinsicht gleich bedenklich und verwerflich. Endlich ist aber auch die Auffassung der Konfirmation als einer Selbständigkeitserklärung der jungen Christen hinfällig, denn sie bleiben nicht nur ideell, sondern auch rechtlich teilweise unmündig. Sie erlangen nur das Recht des Abendmahlgenusses und der Patenschaft, nicht aber das der aktiven oder der passiven Gemeindewahl, das wohl in allen Kirchen an eine höhere Altersstufe geknüpft ist.

Diese theoretischen Schwierigkeiten hängen meines Erachtens mit der Geschraubtheit unsers Sakramentsbegriffs im Unterschiede von sonstigen „heiligen, kirchlichen Handlungen" zusammen. So recht in das Volksempfinden ist diese Unterscheidung des Sakraments als eines besonders gottgewollten Akts gegenüber jeder andern heiligen kirchlichen Handlung nie eingedrungen, und ich glaube, daß die katholische Kirche in diesem Punkt wie in so manchem andern mehr bei den religiösen Instinkten des Volkes geblieben ist als wir. Der gemeine Mann, so weit er überhaupt religiös empfindet, sieht auch in der Trauung, in der Konfirmation, in der Beichte, in der Ordination u. s. w. gerade so wie in der Taufe und dem Abendmahl heilige, kirchliche Handlungen, durch die eine besondre, göttliche Gnadenwirkung verbürgt sei, während für die Wichtigkeit der weitern Bestimmungen, nämlich die Einsetzung durch Christus und die Gegenwart äußerer Zeichen, das eigentliche Volksempfinden fehlt. Selbst kirchlicherseits wird zum Teil diese Auffassung bestärkt, wenn zum Beispiel durch eine übertriebne Betonung der kirchlichen Trauung der christliche Charakter der bloß bürgerlich geschlossnen Ehe unbedingt verneint wird.

So schwierig aber auch die theoretische Wertung der Konfirmation sein mag, so wichtig ist, ähnlich wie bei der Trauung, die praktische Seite. Diese jungen Leute treten ins Leben hinaus; da sollen sie auch Stellung nehmen zur Kirche, und so sehr auch selbst die nur annähernde Vollendung ihres Glaubensstandes erst durch das Leben bewirkt werden mag, so ist doch eine, wenn auch zunächst nur mehr äußerliche und nur halb selbständige Stellungnahme zur Kirche wichtig und notwendig. Der religiöse Unterricht der Schule, mag er noch so wertvoll und gediegen sein, kann doch immer nur einzelne Teile und Seiten in Angriff nehmen. Er gelangt nirgends oder höchstens in den Oberklassen der höhern Schulen dazu, die zusammenfassende Grundlage einer abgeschlossenen religiösen Weltanschauung darzubieten. Diese Aufgabe zu erfüllen scheint mir die Sache des berufnen Pfarramts zu sein, zumal in unsrer Zeit; im spätern Lebensalter sind uns die Gemeindemitglieder nur in sehr unvollkommner Weise überhaupt erreichbar; in diesen Konfirmandenstunden finden wir nicht nur die erwünschte Gelegenheit, seelsorgerlich und persönlich den jungen Christen und durch sie ihren Familien nahe zu treten, sondern wir finden auch den Anlaß, mehr als die Schule dies thun kann, ihnen die religiöse Ausrüstung für den Kampf des Lebens zu geben, wenn wir es auch nur in geringem Maß erreichen, ihnen die rechte Führung dieser geistigen Waffen zu vermitteln.

Darum muß dieser Unterricht stets mit der nötigen Umsicht und Weitherzigkeit erteilt werden. Wir müssen dabei nicht nur auf die Vergangenheit, auf das Erbe der Väter, auf die Aneignung eines möglichst reichen Memorirstoffs blicken, sondern noch weit mehr auf die Fragen, die Kämpfe und die Aufgaben, die an diese jungen Leute in der Zukunft herantreten werden. Ich denke bei diesem Unterricht stets an die Thatsache, daß wir in der Zeit sozialer Gährung, in der Zeit der Natur- und Geschichtswissenschaft, der Herrschaft des Kausalitätsprinzips, des Entwicklungsgedankens leben. Natürlich kann es sich dabei nicht darum handeln, schwächliche Zugeständnisse, mattherzige und innerlich doch unhaltbare Aufklärungsversuche nach Art des Rationalismus zu machen; wohl aber gilt es, mit aller Energie auf die Scheidung religiösen und wissenschaftlichen Erkennens zu dringen. Und wenn solch ein Konfirmand in anderthalbjährigem Unterricht nichts andres gelernt hätte als das Eine: daß Glauben gleich Vertrauen und Liebhaben ist, und daß Jesum lieb haben besser ist als alles Wissen, und wenn ihm diese Erkenntnis nicht nur in den Kopf und den

Verstand, sondern auch ins Herz, in den Willen, in die Leben führung eingeprägt wäre, so hätte er wahrlich mehr Seg davon, als wenn er alle Bibelsprüche und Liederverse, al Scholastik und alle Dogmatik, alle Apologetik und alle Polem auswendig gelernt hätte.

Zwar ergeben sich bei einem solchen Unterricht manc Bedenken und Konflikte. Soll die heilige Schrift recht begriff werden, so geht es auch vor der Jugend nicht ohne eine Dos Kritik; der starre Inspirationsbegriff ist unhaltbar, mehr no aus religiösen Gründen als aus wissenschaftlichen, und der b liebte Einwand, daß alles, was noch vor dem „Forum d Wissenschaft" (d. h. hier doch wohl von irgend einem Profess oder Parteiblättchen) bestritten werde, in den Jugendunterric nicht hineingehöre, erscheint mir durchaus unrichtig. In de sozialdemokratischen Versammlungen vor allem kann man e erfahren, wie das Volk darüber urteilt, wenn wir seine Kindern etwa das historische Fürwahrhalten des Mosaische Schöpfungsberichts als religiöse Wahrheit darbieten, währen wir selbst diese Erzählung nur als den Träger des religiöse Gedankens betrachten. Das erscheint der massiven Denkweis des Volkes geradezu wie ein Betrug!

Aber freilich mag es dann schon im Konfirmationsunter richt zu einem Konflikt kommen, wenn etwa, wie es mir be gegnete, ein liebes beanlagtes Kind nicht ohne Herzbluten vo den in der Schule gewonnenen Vorstellungen, daß jeder Bibel buchstabe in jeder Hinsicht untrügliche Wahrheit und Wirk lichkeit darbiete, sich losreißen muß. Das aber ist ja gerad unsre Aufgabe, diesen Konflikt unter unsrer Leitung zum Sieg zur Vertiefung und Verklärung des religiösen Glaubens komme zu lassen, während er sonst wahrscheinlich über kurz oder lang doch kommt und dann nur allzuleicht mit einer Niederlage, mi einer Bankerotterklärung des Christenglaubens endet. Die Kinde möglichst fest zu machen in ihrem Glauben, das ist die hoh und schwierige Aufgabe des Konfirmandenunterrichts.

Und ebenso wird vielfach gefehlt durch unrichtige Methode und mangelndes Geschick der Lehrenden. Jedermann erinnert sich ja aus seiner Schulzeit schon, wie wirkungslos, unter Umständen selbst nachteilig der Unterricht der einen oder andern Persönlichkeit gewesen ist. Das religiöse Interesse wird gar zu leicht ertötet, wenn es durch ungeschickte Behandlung verletzt wird. Der Schreiber dieses Artikels gedenkt noch eines mittlerweile längst verstorbnen Lehrers, eines strenggläubigen und zelotischen Mannes, Licentiaten der Theologie, dessen Religionsunterricht darin bestand, daß er erst reichlich zehn Minuten lang betete und dabei so sehr himmelte, daß er es nicht bemerkte, wie die Schüler unterdes alle möglichen Allotria trieben; dann trug er uns den Inhalt eines Kollegienhefts vor, von dem wir so viel verstanden, als ob es chinesisch gewesen wäre, und schließlich diktirte er eine Viertelstunde lang, das Vorgetragne zusammenfassend. Dieser Lehrer wirkte jahrzehntelang an den Mittel- und Oberklassen einer höhern Bürgerschule. Er hat es sicherlich fertig gebracht, ganzen Generationen seiner Schüler die Religion gründlich zu verekeln. Welch eine Verantwortung! Jeder seminaristisch gebildete Lehrer hätte sicherlich mehr und Besseres geleistet.

Natürlich sind solche Extreme doch nur Ausnahmen. Ist das Schülermaterial in Quantität und Qualität nur einigermaßen befriedigend, und ist der Pfarrer eine tüchtige Persönlichkeit von auch nur einigem Lehrgeschick, dann ist so ein Konfirmandenunterricht eine wahre Freude. Welch eine Befriedigung gewährt es dem Lehrenden selbst, zu sehen, wie in diesen Kindern heilige Ueberzeugungen wach werden und erstarken, und wie innig und schön können die persönlichen Beziehungen dabei werden! Wie groß kann in unsern Städten auch der soziale Nutzen werden, wenn hier die Kinder der verschiednen Stände in der Richtung auf das gemeinsame, und zwar das höchste Interesse des Lebens, eins werden, und wenn der Pfarrer — was freilich nicht immer geschieht — sich von der unwürdigen Schwäche frei hält, die Kinder der Vornehmen vor den Proletarierkindern zu bevorzugen.

Dann kommt nach Abschluß des Unterrichts die öffentliche Konfirmandenprüfung. Man wird ihrer kaum entraten können; die

ıgen Leute sollen und müssen doch einmal vor der Gemeinde
zeugen, was sie gelernt haben. Trotzdem stoßen auch diese Prü-
ngen auf gewichtige Bedenken. Das Beste, was in den Stunden
leistet sein mag, tritt in ihnen gewöhnlich nicht hervor. Meist
ıd es zurechtgestutzte Schaustellungen, zumal wenn sie sehr
ıtt gehen und glatte Antwort auf jede Frage erfolgt. Selbst
ınn die Kinder den Stoff innerlich vollkommen beherrschten,
iren sie doch in dieser Stunde meist zu befangen, um an-
ındslos treffende Antworten zu geben, nach denen allein
ch das große Publikum den Wert des Unterrichts zu be-
essen pflegt. Der tiefe Reichtum religiöser Ueberzeugung
ßt sich eben nicht so leicht in glatten Antworten „auf Flaschen
hen."

Und nun die Konfirmation selbst! Sie wird vom Volks-
wußtsein als eine wichtige, heilige Jugendweihe angesehen.
ie Gemüter pflegen erregt und gespannt zu sein; sie sehen in
esem Akt den Abschied von dem Kindesalter, den Eintritt ins
eben, die persönliche Stellungnahme zu ihrem Gott und
eiland. Das Alles kann geschehen mit voller Wahrhaftigkeit,
it tiefem Ernst, mit gläubigem Aufsehen zu Gott und dem
errn Jesus, mit nachhaltigem Erfolg für das ganze Leben.
Belcher gläubige Christ gedächte nicht gern der eignen Kon-
rmation; wie häufig haben mir in spätern Jahren frühere
onfirmanden gesagt: o, daß wir diese schöne Stunde noch
nmal durchleben könnten! Sache des Taktes ist es, hier die
chten Grenzen zu bewahren. Es erscheint vollkommen in der
rdnung, eine solche Festfeier durch Kirchenschmuck, durch Li-
ırgie, durch Orgel, Glocken und Gesänge auch für das Gemüt
ı schmücken und zu beleben; aber freilich hierin geschieht leicht
ı viel, und die Konfirmation wird dann zur unwürdigen
chaustellung herabgewürdigt. Bot mir doch einmal der Vater
ner Konfirmandin, ein begeisterter Verehrer des Zitherspiels,
n, die kirchliche Feier durch ein Doppelzitherquartett zu ver-
errlichen und ein andermal wollte der über eine schöne Tenor-
imme verfügende Vater eines Konfirmanden die Gemeinde durch
n Solo, ähnlich wie es hier bei Hochzeiten zu geschehen pflegt,
freuen.

Ebenso muß man sich hüten, die Konfirmation allzu rühr-
lig zu gestalten. Die Feier bietet an und für sich genug der
greifenden Momente; aber die Wahrhaftigkeit und der Ernst
s Glaubenslebens erfordern es, daß nicht statt gediegner Ueber-
ugung jene oberflächliche und meist so wohlfeile Gefühls-
regung dargeboten werde. Endlich hüte sich aber auch der
eistliche, diese Feier gar zu tragisch darzustellen, als ob es sich
m einen heiligen Eid vor Gott handle. Das ist wiederum
n unredliches Ausnutzen der Gefühlserregung, wodurch die
reue zu Gott und dem Heiland nicht gestärkt, sondern in ihrer
eitern Entwicklung abgeschwächt wird. Dies geschieht vollends,
enn solch ein Treugelübde sich gar auf kirchliche Erkenntnis-
rmeln bezieht, deren Bedeutung und Tragweite die jungen
hristen gar nicht ermessen können. Wohl ist es um das Be-
nntnis etwas Schönes, aber der Wert des Bekenntnisses steht
icht in Worten, sondern in Kraft; nicht auf das Zuschwören
ı einer kirchlichen Gemeinschaft oder gar zu einer kirchlichen
arteistellung kommt es an, sondern auf den Glauben an Gott
nd den Heiland, der in keinem Lippenbekenntnis seinen voll-
ltigen Ausdruck findet. Es ist gegen die Verwendung des
postolikums nichts zu erinnern. Nur muß in diesem Be-
nntnis der lebendige Christus mitten drin stehen und von
n Kindern geistig erschaut und bekannt werden. Falsch ist,
e bloß zu der innerlich unwahren, juridischen Zustimmung zu
gmatischen Formeln zu nötigen.

Doch nun kommt das Schlimmste! Die weltliche Seite
r Feier, die sich gerade in den letzten Jahrzehnten besonders
rausgebildet hat. Vor dreißig, vierzig Jahren war das noch
esentlich anders. Von jenem Uebermaß der Gastereien und
r Beschenkung wußte man damals noch nichts. Menschlich
ng es freilich auch damals schon zu, und ich erinnere mich
ch, wie man von einer Konfirmandin, der Tochter eines
geſehenen Mannes, erzählte, die am Konfirmationsaltar in
hränen zerfloß und bei ihrer Rückkehr ihre Nachbarin fragte:
ab ichs graziös gemacht? Oder, wie mir später ein Dienst-

mädchen aus dem Schwarzwalde erzählte, daß in ihrer Gemeinde die armen Konfirmandinnen einen schwarzen Unterrock, die begüterten einen schwarzen und einen weißen und nur die ganz reichen drei, einen schwarzen, einen roten und einen weißen getragen hätten; ihre Mutter aber habe es für eine Pflicht gegen die Religion gehalten, in diesem Punkte gegen Niemanden zurückzustehen, und habe ihr daher, wenn auch mit schweren Opfern und Entbehrungen, die drei Röcke angeschafft, natürlich unter der Weisung, nun auch das Kleid während der Feier so zu halten, daß die Gemeinde die drei Untergewänder zu sehen bekäme; und diese schwierige Aufgabe habe während der heiligen Feier ihre Aufmerksamkeit in so hohem Grade in Anspruch genommen, daß sie für nichts Andres mehr Auge und Ohr gehabt habe! Nun ja, das sind menschliche Schwachheiten und Sünden! Aber bedenklicher ist es, wenn die Volkssitte bei der Konfirmation so sehr sich verweltlicht, daß die geistigen Eindrücke der kirchlichen Feier geradezu erstickt werden. Hierorts wenigstens wird es mehr und mehr Gebrauch, daß selbst Angehörige des kleinern Mittelstands zur Konfirmation das Haus vom Kunstgärtner ausschmücken lassen, daß man ähnlich, wie zu einer Trauung, durch elegante Karten einlädt, und daß die Verwandten und Freunde des Hauses, wenn auch oft unwillig genug, sich verpflichtet sehen, den Konfirmanden ein Geschenk, meist in Gold oder Silber, darzubringen. Es ist gar nichts Ungewöhnliches, daß solch ein Kind einen langen Tisch voll Geschenke, Ringe, Ketten, Armbänder und ähnlichen Schmuck geradezu in Ueberfülle erhält — Dinge, auf die es im voraus gewartet hat, und die sein ganzes Interesse in Anspruch nehmen. Und dann — die Diners, die Gastereien in den Häusern nicht nur, sondern auch in den Hotels und Wirtshäusern. Die Wirte empfehlen in den Zeitungen ihre Lokalitäten „zur Abhaltung von Konfirmationen"; selbst kleinere Leute halten oft Gesellschaften mit hundert und mehr Gästen. Dabei läßt man dann den Konfirmanden hoch leben. Womöglich ist auch ein bezahlter Lustigmacher zugegen, und ein bezahlter Gelegenheitsdichter hat mit allerlei forcirten Witzen gespickte Lieder geliefert, die dann im Chor gesungen werden. Mögen immerhin solche Ausschreitungen noch Ausnahmen sein; daß sie überhaupt vorkommen, und daß dieser Brauch im Zunehmen begriffen ist, ist ein tiefbetrübendes Zeichen der Zeit. Kam es doch selbst vor, daß solch eine Feier im Wirtshaus, bei der etwa hundertfünfzig Gäste geladen waren, auf den Samstag Abend vor dem Abendmahl, also zwischen der Beichte und der Kommunion, anberaumt wurde, und nur der Einsprache des Pfarrers gelang es, die Leute zum Aufgeben eines solchen Skandals zu bewegen! Wofür haben dann die Pfarrer gearbeitet? Sie können sichs im voraus sagen, daß sie den Samen des göttlichen Wortes nur unter die Disteln und Dornen werfen; aber freilich, die Leute meinen es gar nicht so schlimm, sie handeln aus Unverstand, und es wird Sache des Pfarramts und einer geordneten Gemeindepflege werden müssen, solchem schreienden Unfug entgegenzutreten.

Und nun endlich die erste Kommunion, die den Abschluß der Konfirmationsfeierlichkeiten bildet! Auf ihre Bedeutung und ihren Wert wollen wir hier nicht näher eingehen; aber wiederum ist es ein Zeichen der Zeit, wie wenige der Väter ihre Kinder zum Tisch des Herrn begleiten. Meistens kommen nur die weiblichen Verwandten und etwa noch ältere Brüder, hin und wieder auch ein Großvater, ein Pate; von den Vätern nur etwa fünfzehn bis zwanzig Prozent, meist sogenannte kleine Leute, soweit sie nicht der Sozialdemokratie angehören, und dann wieder die Vertreter der höhern Stände. Die Glieder unsers gebildeten, freisinnigen Bürgertums schämen sich offenbar des Evangeliums, und gar mancher unter ihnen war seit seiner Konfirmation überhaupt nicht mehr beim heiligen Abendmahl. Was ist wohl die Ursache dieser Ablehnung in einer Zeit, wo doch im allgemeinen das kirchliche Verständnis eher wächst als abnimmt? Kürzlich sprach ich mit einem alten Schulfreund, einem Handwerksmann, den ein gütiges Geschick in den Kirchenvorstand gebracht hatte. Er versicherte mir seine wachsende Befriedigung an den Gottesdiensten, sein Interesse für das Evangelium im allgemeinen. Nur Eines vermöge er nicht: am heiligen Abend-

mahl teilzunehmen. Zwar erinnere er sich als ein im Leben stehender Mann nur noch dunkel der Kirchenlehre über das heilige Abendmahl, aber das wisse er doch noch, daß auf die eine oder die andre Weise dies Brot der Leib des Herrn sein sollte; und er sei doch zu ehrlich, einen solchen „Unsinn“ mitzumachen, so sehr er auch in seinem Herzensgrund es eigentlich wünschte, daß er mitmachen könnte. Gewiß, es ist in den meisten Fällen die absolute innerliche Entfremdung vom Evangelium überhaupt, was diese Weltkinder auch vom Tisch des Herrn fernhält; aber zum Teil ist es doch auch eine gewisse Schuld der Kirche, die vielfach statt des Brotes religiösen Lebens die Steine dogmatischer Spitzfindigkeiten dargeboten hat, ein Fingerzeig besonders auch für unsern Jugendunterricht, diese religiöse Seite recht machtvoll hervorzuheben. Wie die Dinge jetzt liegen, ist es ja freilich kein Wunder, daß für die Mehrzahl der Knaben die erste Kommunion auch die letzte ist, da sie sehen, daß von ihren Vätern, fast von der gesamten Männerwelt ihres Gesichtskreises, die Teilnahme am heiligen Abendmahl als etwas des Mannes Unwürdiges betrachtet wird. Gebe Gott, daß dies bald besser werde! Bg

---

Ein Sonntagvormittag

Er trat ans kleine Fenster, zog den dünnen Kattunvorhang auf, sah sich um nach allen Seiten und seufzte. Bleib nur getrost noch eine halbe Stunde im Bett, Schatz, es ist immer noch dasselbe Regenwetter! Dann setzte er sich an den kleinen Tisch, nahm ein Buch vor wie zum Lesen, legte es wieder beiseit und sah mißmutig hinaus.

Was war das für eine Hochzeitsreise! Und sie hatten diese Zeit ersehnt mit dem Drange zum Licht von zwei Schmerzgereiften, denen es düstere Jahre gelehrt haben: steht ihr allein, so ist euch das Leben ein kaltes und krankes Ding, wärt ihr beisammen, es wär euch ein Edengarten voller Quellen der Gesundung. Um einander gerungen hatten sie mit Allem zum Einsatz, und es läutete schon wie von fernen Grabesglocken zu ihnen herüber, als sie einander erzwungen hatten. Vor manchen Jahren, zur Studentenzeit, war er einmal auf einer fröhlichen Streiferei durchs Gebirge auf diese letzte Hütte gestoßen, dieses im weiten Bergwald verlorne rauchüberkräuselte kleine Dach. Sonderbar, das war nun während der schlimmsten Zeit immer wieder vor ihm aufgetaucht: bekommst du sie mit dir in diese Ruhe hier hinauf, so wird sie darin gesunden. Und so waren sie denn hier hinaufgeflüchtet, Genesung zu suchen.

Es schien im Anfang, als werde dem so. Der Regen war freilich gefallen von der Stunde ihrer Ankunft her ununterbrochen, Tag und Nacht. Aber die Uebermüdeten wollten ja nur Ruhe, Ruhe. Da hatte es sie denn gefangen genommen, das stille Versinken des ganzen Alls in das eine Grau, das nur ein wenig lichter oder dunkler ward, dieses Lösen aller Lebensstimmen in den einen Gesang rastlos fallender Tropfen, der wohl ein wenig auf- und niederschwoll, doch nimmer innehielt. Das hatte sie umstreichelt und umschmeichelt zu einer Müdigkeit, die sie genossen.

Aber so wars nicht geblieben. Denn als kein Tag den Erwachenden etwas Andres zeigte als das Stück Nebelgrau, tauchten allmählich daraus Gestalten auf, wie zur Geisterstunde aus dem Meer Ertrunkne, blasse Gestalten in Totenhemden aus der Vergangenheit. Und sie dürsteten doch nach Sonne. In den Winkeln ihres Stübchens kauerten finstere Sorgen und traten oft schreckhaft vor sie und spähten ihnen ins Angesicht: glaubt ihr, die solches durchlitten haben, selbst noch an eure Kraft, leben, wahrhaft leben zu können? —

Er schritt an ihr Bett und gab ihr den Morgenkuß. Du denkst, so halten wirs nicht mehr aus, nicht wahr? Kind, wir wollens wagen und uns einmal auslaufen, allem Regen zum Trotz. Nicht zum Vergnügen, weißt du, zur Gesundheit! Mach dich fertig, ich rufe derweil nach unserm bischen Frühstück.

Nach einer halben Stunde gingen sie denn in den Wald hinein, ohne Lust, nur um den Düsternissen im eignen Hirn zu entgehen, — wortkarg, und wenn sie sprachen, gleichgiltig

von gleichgiltigen Dingen redend, denn sie fürchteten sich v dem, was sie dachten. Einförmig weiter fiel der Regen ringsu nur Baum nach Baum löste sich für den Blick widerstreb aus dem grauen Einerlei; von den Aesten troff es kalt; jedem Tritt spritzte aus Pfützen das Wasser auf. War dieser Einsamkeit auch die Tierwelt weggewandert? Nic Lebendes irgendwo.

Doch! Als sie wohl eine halbe Stunde gegangen war immer den einen schmalen Pfad entlang, sahen sie eine Me In ihrer nächsten Nähe huschte nun das kleine schwarzwe Ding in einer niedern Fichte herum, und sie blieben ste und sahen ihm zu. Das drehte sich wie ein Kreisel um Aestchen, schnellte sich auf einen höhern, tauchte auf einen tiefe klopfte, pickte daran herum, guckte einhaltend wo anders h ganz unbekümmert um die Beiden, in jeder Bewegung fli gewandt und anmutig. Dann holte es einen Zapfenkern, nahms zwischen die Füße, die so sauber schwarz waren, steckten sie in Handschuhen, und nun schlug es gar eifrig m dem Schnabel drauf los, daß es weithin hämmerte. Der jung Frau kam ein Lächeln: was bekämen wir für Kopfschmerz, versuchten wir das!

Sie gingen den Jägerpfad weiter durch das nasse H Heidelbeerkraut, das sie bei jedem Schritt erst auseinanderschieb mußten, so üppig wucherten rechts und links seine Büsche; Regen hatte ein wenig nachgelassen, man sah nun weiter hin in den Wald. In dieser Bergeshöhe stand jeder graue Ficht stamm wie auf einem besondern kleinen grünen Hügel gedrung da mit niedrigen, starken Aesten, die schon unmittelbar übe Beerengebüsch sich weithin dachten, behangen mit langbärtig Flechtenwuchs. Der Boden strotzte, wo er nur frei war, v vollgesognem hohem Moos, das da und dort abgelöst ward v einem Trupp blauen Vergißmeinnichts. In unzähligen Spin geweben glitzerten die Millionen der Nebeltropfen.

Da sprach sie dem Manne vom Traume ihrer letzten Nac Was wars, das dort in den Tiefen nicht ruhen wollte, in dies Abgründen des Unbewußten, in die auch dieser Traum n finstrer Symbolik zeigte? So körperhaft waren seine düste Bilder gewesen, daß ihre Schatten noch eben am hellen Ta zwischen den Nebeln gespukt hatten. Sie sprachen davon, u mehr und mehr fühlten sie sich entrückt aus dem wirklichen Sei Aber dieser Traum der Wirklichkeit ringsum dünkte sie doch sch schöner, als die dunkel schöne Welt ihrer allnächtigen Träun Er führte sie zu den Märchen, und sie gedachten ihrer, zu den das Volk in seiner Kindheit schier unbewußt das Hoffen u Fürchten seiner Seele gestaltet, und sie gedachten der Religio die solches Ringen beruhigt, und der Dichtung, die es veredel Und gingen so langsam weiter und weiter, bis auch de Mann alles ringsum fremd ward, und er nicht mehr wuß wo sie waren.

Da hielt er sein Weib leise am Arm zum Stillstand u zum Schauen, wie ihr Pfad einen größern traf, mit de er sich schnitt. Alte verwitterte Fichten standen hier wie e Kreis von Lauschern um eine vor allen große, vor allen ve wilderte, vor allen schöne. An der aber hing ein Heiligenbil eine Muttergottes mit den Schwertern im Herzen, das ehede geschützt gewesen war durch ein nun zerrissenes Drahtgeflech Jetzt hing zwischen Bild und Netz ein Vogelnest, dahin fl eben die Alte, und wie ihr die Jungen entgegenpiepten, g sie jedem etwas in den Gelbschnabel, sorgend, daß keins übe gangen werde. Die beiden Menschen schauten dem zu.

Horch, da begann aus der Weite ein Summen, ganz lei zogs hin über diese Einsamkeit. Das waren die fernen Glocke denn es war Sonntag Vormittag. Still sah die gemalte Gottes mutter mit ihren sieben Schwertern im offenliegenden rote Herzen über die atzenden Vögel hin, während es war, als wen die Lüfte sängen.

Noch unter den Glockentönen zogen die beiden auf ihre Jägerpfade weiter. Die Wolken hatten sich gehoben, dicht üb dem Walde schwebten sie hin, man sahs, wie sie da und do einen höhern Wipfel noch berührten. Lebendiger ward es vo Vogelstimmen; Kreuzschnäbel zumal schwärmten mit muntere Dschipp-dschipp vorbei und ließen sich dann in Gesellschaft niede

eine Fichte besonders zapfenreich lockte. Es ward schön. fiel dem Manne ein Lied aus seiner Kindheit ein, er sprach vor. Und es berührte die Beiden anheimelnd wie eine liebe e Hand, denn sie fühlten sich wie Kinder. Und sie sprach es nach:

Süße, heilige Natur,
Laß mich gehn auf deiner Spur,
Führe mich an deiner Hand,
Wie ein Kind am Gängelband!

Plötzlich weitete sichs vor ihnen — vor einer Waldwiese nden sie, deren Dasein auch er, der doch hier schon viel rumgestreift, nicht gekannt noch geahnt hatte. Mitten darin zerte sich, schier wie ein Pfefferkuchenhäuschen klein, eine Hütte. iehst du dort? Siehst du dort? rief er plötzlich lebhaft — d wirklich: aus der halboffnen Thür hervor lugte ein braunes äuptlein, lugte ein Reh! Das zog sich zwar langsam zurück, s sie sich näherten. Aber schon streckte sichs wieder vor und igte sie an. Und ging wieder zurück. Es war wie ein Locken. nd den Menschen schiens, sie lebten ein lieblich Märchen, und illig gaben sie sich dem hin. Und so lockte sie denn das Reh s Häusel hinein.

Es flüchtete sich zu einer großen Katze, die unter der fenbank bei ihren zwei Jungen saß, zunächst ein wenig pfauchte, ald aber in Ruhe die Fremden beblinzelte. Da kam von der ndern Seite auf nackten Füßen ein Weib herein, kein junges ehr. Auf ihrem guten Gesicht lag Ueberraschung, Freude und ifer, wie sie nun die Hände abtrocknete und den Beiden zum Billkommen bot. Nahe der Thür stand ein altertümlicher Schrank von nicht unzierlicher Bauart und mit bunten Blumen ustig bemalt, ein Erbstück, wohl aus ihrer Mutter Heiratsgut: aus em nahm sie zwei Gläser, den Gästen Milch darzubieten. Hat uch die Lisa hergeführt? plauderte sie derweil; was das für in Viecherl ist, gelt? Der Mann, der Hager, hats weidwund ufgelesen, das Dinkel; vom Wilddieb hats was abbekommen ehabt. Nun ißts mit uns das Brot und trinkt den Kaffee vie ein Menschliches und nascht und macht sich unnütz, weg äufts nimmer. — Ja, setzt ihr euch nicht?

Wie sie sich ins Hegerhäusel gefunden haben, müssen beide rzählen, wie sie selber hineingekommen ist, erzählt die Alte. Als sie und der Mann sich genommen, fröhliche Leut von Groß-Bärwald, drei Stunden weiter thalwärts, habs ihnen anfangs gar nicht recht geschienen, hierher zu sitzen, denn das war Bedingung gewesen bei diesem Amt: er sollte allweil herumlaufen im Wald tagaus tagein vom frühen Morgen bis spät zur Nacht, Bericht zu fassen über den Wildstand, sie aber sollt daheim bleiben, falls etwa wer vom Jagdherrn aus anfragte. Aber wenn man so gar arm ist und so mit Einem über die Sorgen wegkann! Sie hattens dann so getrieben jeglichen Sommer und jeglichen Herbst. Winters und tief in den Frühling hinein gab es keine Bahn ins Dorf, da lag der Schnee. Für mich wirds halt Frühling — die Alte lachte ganz schelmisch, nun sie das sagte —, wenn ich des Morgens zum erstenmal wieder den Mann sehn kann, ohne daß ich Licht zünd. Wo die Gäste wohnten, fragte sie. Daherum, je, steht da jetzt auch ein Haus? Sie kannte die Leute draußen nicht, die Leute wußten kaum von ihr, denn hier oben kehrte ja höchstens mal ein, wer etwa ganz weither mit dem Herrn zum Jagen kam. Sie sprach eine seltsame Sprache, die Alte; die hatte sich so gebildet, da sie ja fast nur mit einem Menschen sprach.

Endlich mußten die Gäste ja wohl gehen. Nun war Regen und Nebel verzogen, ihr Aug und ihr Herz grüßten die Sonne. Und drunten im Dörfchen mußte die Andacht beendet sein: die Glocken, die alle zusammengerufen, sagten nun Lebwohl und auf Wiedersehn. Das schwebte mit stillen Fittichen droben hin im ruhigen Blau weitum über dem Waldgebirge und begleitete so die Kirchgänger auf dem Heimweg, wie sie sich in immer kleinern Scharen auf immer schmalern Wegen nun über Thäler und Matten zerstreuten. Und es summte noch weiter im Rauschen der Bäume, als die ehernen Zungen selber verstummten, und segnete Allen noch den Eingang in ihre Hütten.

Ferdinand Avenarius

Verschiedenes

(Wie gewinnen wir die kirchlich Fremden für das Evangelium?) Von D. Dr. Wilhelm Schrader, Geheimem Oberregierungsrat und Kurator der Universität zu Halle. Berlin, Ferdinand Dümmlers Verlag, 1896. 45 S.

Der aufrichtige Beifall, den dieser geistvolle Vortrag auf dem letzten Parteitag der „Evangelischen Vereinigung“ zu Halle a. S. erweckte, wird gewiß auch in den Herzen aller Leser seinen Widerhall finden. Es sind weniger praktische Vorschläge, die hier gemacht, als tiefgehende Anregungen, die der evangelischen Gemeinde, zumal den Gebildeten gegeben werden, um auf allen Gebieten des geistigen Lebens mit neuem Mut und frischer Kraft für das Reich Gottes zu werben. So bescheiden der Autor einen Vergleich mit seinen Vorgängern Schleiermacher und Rothe ablehnt, so mächtig spricht der Geist „dieser Zeugen“ aus seiner Schrift, deren vornehme, leidenschaftslose Ruhe und Klarheit um so überzeugender wirkt. Es ist, als blickte man in einen tiefen Gebirgssee, in dessen smaragdner Flut Sonne, Mond und Sterne sich spiegeln; es erquickt und stärkt uns im Streit und Unfrieden dieser Zeit die Harmonie, der Friede eines tiefgläubigen Christengemüts. Besonders erwärmend ist der Appell an die Frauenwelt als die Hüterin christlicher Sitte und Frömmigkeit; denn hier ist ein unzerstörbarer Damm aufgerichtet, ein göttliches: Bis hierher und nicht weiter! gesprochen gegenüber aller gottentfremdeten Zügellosigkeit im Bereiche der Kunst, des Familien- wie des öffentlichen Lebens. In einem Punkt, die moderne Dichtung betreffend, sei mir eine kleine Ergänzung gestattet. Wenn da, Seite 32, Sudermanns Ehre und Hauptmanns Weber als abschreckende Beispiele angeführt werden, so möchte ich nach dem Eindruck, den die Aufführung beider Stücke auf mich gemacht hat, zur Steuer der Wahrheit behaupten: beide sündigen nicht gegen Sitte und Glauben, sondern allein gegen den Geist der wahren Kunst, als wohlgemeinte, aber tendenziöse und darum ephemere Produkte einer sensationellen Mache, wie das von manchen Werken unsrer sogenannten „Modernen“ gilt. — Den Gedankengang des Ganzen faßt das treffliche Schlußwort zusammen: „In der Religion kein Lehrstreit, sondern die lebendige Liebe zu Christus, dessen Lehren und Leiden unsre Kraft, dessen Auferstehung unser Trost sein soll; in der Philosophie die Zuversicht auf die Möglichkeit und die Macht der Ideen und das Abthun einer Afterweisheit, die statt des Mutes die Verzweiflung, statt des Lebens Tod und Nichtigkeit verkündet; in der Kunst die Anschauung der Schönheit in dem ebenmäßigen, von dem Schmutze des Lebens befreiten Ideal; auf dem Gebiete des Handelns in der Familie die Innigkeit; in der Oeffentlichkeit die Versöhnung des Widerstreits unter den verschiednen Volksschichten; kurz, überall das Streben, die Harmonie des Gemütes und den Frieden in Gott zu gewinnen. Dies alles im Wort zu bekennen und durch die That zu bekräftigen vor allen, besonders vor denen, die der Einsicht in das Rechte fähig, aber der hingebenden Liebe zur Ewigkeit noch nicht offen sind — das und nicht mehr ist, was ich zur Förderung des Evangeliums unter den Gebildeten beizubringen weiß.“ Hausmann

(Freundlicher Beachtung empfohlen) seien drei Mitteilungen im heutigen Anzeigenteil. Noch immer wird ein tüchtiger Theologe für Japan gesucht. Bisherige Verhandlungen haben zu keinem Ergebnis geführt. Die Goßnersche Mission bittet um Hilfe. In voriger Nummer hat der Artikel über „Die Not in Indien“ Näheres von der Lage dieser Missionsgesellschaft berichtet. Endlich seien die Drews-Isselkindschen Pfennigpredigten empfohlen. Wir konnten sie bisher persönlich nicht prüfen, haben aber nur Gutes von ihnen gehört. Man lasse sich eine Reihe solcher Predigten kommen und prüfe selbst. R

Quittung

Für Armenien: 80 Mk. aus der Gemeinde Eichberg bei Groß-Drensen, 4. Sendung; 50 aus der Missionskasse des Akademisch-theologischen Kollegiums zu Straßburg i. E.*; je 3 von B M, Pr. St; von H J in L.

Für die norddeutsche Missionsgesellschaft in Bremen (vgl. Nr. 18): 300 Mk. von Fr. Sch, Frankfurt a. M.; 41,40 durch F N, Güsten, gesammelt auf der ersten Anhaltischen Landespastorenversammlung; 6 von E B, Tillendorf; je 5 von E N; Schw. B, Homburg v. d. H.; Sch, Schney, Oberfranken; je 3 von B, Hettstedt; R, Gnadenfrei; P H, Oese; je 2 von W D, Walldorf; F N, Güsten; H J in L.

Für die deutsche evangelische Kirche in Shanghai: 10 Mk. von E B, Greifswald.

Für die Hungersnot in Indien: 10 Mk. von demselben.

Herzlichen Dank! D H

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Zugleich wird ausgegeben Nr. 21 der „Chronik der Christlichen Welt“

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Ein Theologe von gründlicher wissenschaftlicher Bildung, tiefer religiöser Wärme und aufrichtiger Begeisterung für die Heidenmission wird für unser japanisches Arbeitsfeld gesucht. Seine Hauptthätigkeit würde ihm neben der eigentlichen Missionsarbeit an der von unsern Missionaren geleiteten Theologischen Schule in Tokyo zugewiesen werden. Wo nicht dringende Verhältnisse es anders erfordern, soll das Amt des Missionars gemäß unserer Dienstordnung auf Lebenszeit geführt werden. Wahlfähigkeit für das geistliche Amt in der Heimat und womöglich bereits erfolgreiche praktische Bewährung ist Voraussetzung. Nach einer sorgfältigen Vorbereitung soll die Aussendung im Frühjahr 1898 erfolgen. Meldungen mit Zeugnissen und Lebenslauf sind an den unterzeichneten Vorsitzenden bis 1. August d. J. zu richten, der auf Anfragen gern jede nähere Auskunft erteilt.

Der Zentralvorstand
des Allgemeinen evang.-protest. Missionsvereins

Berlin, den 12. Mai 1897

Prediger Dr. Arndt
Berlin C, Friedrichsgracht 53.

Preisausschreiben

Im Herbste 1896 wurde von den Herren Professor D. th. Drews in Jena, Pfarrer Issel in Betberg und Prediger Dr. Kind in Berlin, den Herausgebern der im Evangelischen Verlag in Heidelberg erscheinenden Pfennigpredigten, ein Preis von 100 Mark ausgeschrieben für eine Serie von acht Predigten über die Seligpreisungen. Von den eingegangnen 21 Bearbeitungen schien Keine Gediegenheit des Inhalts mit Volkstümlichkeit der Darstellung in befriedigender Weise zu vereinigen. Es wurde deshalb der ausgesetzte Preis hälftig den zwei besten Bearbeitungen zuerkannt.

Als deren Verfasser ergaben sich Karl Lühr, Pfarrer in Gotha, und Friedrich Baun, Hilfsgeistlicher am Diakonissenhaus in Stuttgart.

Die Herausgeber Evangelischer Verlag in Heidelberg*)

*) Bezugsbedingungen der Pfennigpredigten: Bei wöchentlichem Bezug von mindestens 5 Stück oder bei einmaligem Bezug von mindestens 50 Stück das Stück 1 Pfennig portofrei (nach dem Ausland mit Aufrechnung des Portos).

Goßners Mission von neuem in Not

Die Goßnersche Mission befindet sich wiederum in einer Lage, die uns veranlaßt, uns an die Güte aller unsrer Freunde zu wenden und sie um kräftige Hilfe anzugehen.

Nachdem wir das Jahr 1896 mit einem Fehlbetrage von etwa 40000 Mark geschlossen hatten, sind wir in den ersten Monaten des laufenden Jahres durch die Hungersnot in Indien, die für unsre Missionsgebiete eine schwer empfundne Teuerung zuwege bringt, bereits gezwungen worden, außer den zu einer früher nicht dagewesenen Höhe angewachsenen monatlichen Rimessen namhafte Summen außerordentlich hinauszusenden. Auch stehen wir vor der Nötigung, damit fortzufahren, wenn unsre teure Sache nicht schweren Schaden leiden soll. Es handelt sich namentlich um die Erhaltung von Hunderten von Kostschülern und -Schülerinnen, um Unterstützung der vielen sehr gering besoldeten eingebornen Helfer und Helferinnen, um Saatreis für arme Christen und andres mehr.

Da wir mit den zur Verfügung stehenden Mitteln nahezu am Ende sind, wissen wir uns keinen andern Rat, als daß wir unsre Freunde auf das dringendste ersuchen, uns zu unterstützen. Unser Heiland, der für uns litt, starb, auferstand und gen Himmel fuhr, sei allen, die die uns beistehen, ein herrlicher Vergelter!

Die gütigen Sendungen werden am besten an Missionsinspektor Plath in Friedenau-Berlin gerichtet.

Berlin-Friedenau, in der Passionszeit 1897

D. Braun, Generalsuperintendent und Pfarrer an St. Matthäi; Hoffmann, Geheimer Justiz- und Kammergerichtsrat a. D.; Paul Händler, Professor; von Hallerstein, Korvettenkapitän z. D.; Engel, Chefredakteur; Moeller, Oberkonsistorialrat; Doyé, Konsistorialrat; Neutsch, Rechnungsrat; Kletschke, Superintendent a. D. und Pfarrer em.; Plath, Missionsinspektor; Kausch, Missionsinspektor

Heimstätte

Eisenach in Thür., Frauenberg 39, I. Töchter guten Hauses finden jederzeit freundlichste Aufnahme zur Fortbildung in Wissenschaften und Haushalt. Vorzügliche Empfehlungen. Näheres durch Frl. **Mosche**, Vorsteherin, staatl. wissenschaftl. gepr. Lehrerin.

Verlag von **Reuther & Reichard** in **Berlin W.**

Soeben erschienen:

Die Naturwissenschaft in ihrem Schuldverhältnis z
Christentum. Eine religionsgeschichtliche Skizze von Lic. t
Hans Martensen Larsen. Deutsche Ausgabe. 8°. IV, 90 S
Mk. 1,6

Ratgeber für Anschaffung und Erhaltung von Paramen
Von Pastor D. Th. Schäfer. Kl. 8°. 58 S. Mk. 0,6

Hilfsmittel zum evangelischen Religionsunterricht, hera
von Gymnasialdirektor M. Evers und Prof. Dr. F. Fauth:
Heft 9/10: Die Volksgeschichte Israels. Von Prof. Dr. W. Sch
Gr. 8°. IV, 164 S. Mk. 2,4
Heft 11: Die katholischen Briefe. Von Oberl. Dr. F. Hup
Gr. 8°. IV, 76 S. Mk. 1,2
Heft 12/14: Deutsche Synopse. Vergleichende Zusammenstel
der drei ersten Evangelien. (Die Leidensgeschichte mit
fügung des Joh.-Ev.) In genauem Anschluß an die revi
Lutherbibel geordnet und mit erläuternden Stellen versehen
Oberlehrer Lic. Dr. W. Koppelmann. Gr. 8°. IV, 189 S.
Mk. 2,6

Die Schulrevisionen. Handreichung f. Schulaufsichtsbea
Von Reg.- und Schulrat Th. Hauffe. Gr. 8°. 222 S.
Mk. 2,50, geb. Mk. 3,–

Zu haben in jeder Buchhandlung.

J. Rickersche Buchhandlung, Verlag in Gießen:

Konnte Jesus irren?
Beantwortet
von
Prof. Dr. P. Schwartzkopff
1896. 1 Mk.

Die Irrtumslosigkeit J
und der christliche Glaube
von
Prof. Dr. P. Schwartzkop
1897. 2 Mk.

Das Mönchtum
seine Ideale und seine Geschichte
von
Prof. D. Adolf Harnack
4. Auflage
1895. 1,40 Mk.

Der
deutsche Protestantism
und die
Heidenmission im 19. Jahrhun
von
Prof. D. Carl Mirbt
1896. 1,20 Mk.

Pianinos, Harmoniums,
von ℳ 400.— an. von ℳ 80.— an.
Amerik. Cottageorgeln,
Flügel,
Klavier-Harmoniums.
Alle Vorteile. Höchster Rabatt. Illustr. Katalog, der grösste seiner Art, franco. Nichtgefallende Instrumente auf meine Kosten zurück.
Wilh. Rudolph, Giessen 162.

Verlag v. Fr. Wilh. Grunow in Leipzig
Hefte zur Christlichen Welt
Kürzlich ist erschienen:
Nr. 25. **Die gegenwärtige Lage des Protestantismus.** Von Adolf Harnack. Preis 40 Pfg.

Soeben erschien im Verlag von
Georg Reimer in Berlin:
Biblisches Christentum
Ein Leitfaden
für Konfirmanden und zum Selbstunterricht mit Zusammenfassungen nach Luthers kleinem Katechismus
von
Bruno Stachowitz
Pfarrer in Thorn
Preis 1,20 Mark

Zu den beigesetzten billigen Preisen liefert:
Herzogs Realencyklop. d. protestant. Theologie. Erste seh geschätzte Ausg. 22 Bde. geb (Ldpr. br. 231 M.) für nu 30 M
Bibliothek d. Kirchenv. Deutsc v. Reithmayr u. Thalhofer 80 Bde., eleg. geb. (Ldpr 231 M.) für nur 100 M
Forcellini, Totius latin Lexicon, eur. de Vit. 6 Bde geb. (Ldpr. 166 M.) für nu 80 M
Luthers deutsche u. lat. Werke Erlanger Ausg. 110 Bde. geb. für nur 125 M
Brockhaus, Konvers.-Lexikon Neueste Aufl. Prachtexempl. geb. (Ldpr. 160 M.) für nur 100 M.
Rankes (L. v.) sämtl. Werke 54 Bde. Gut geb. (Ldpr. 324 M.) für nur 180 M.
Gratis Kat. 94: Mittelalt. u. neuere Gesch. m. Hilfsw. (Bibl. Karl Mendelssohn-Bartholdy u. Prof. Albrecht, Hamburg).
Alfred Lorentz,
Leipzig, Kurprinzstr. 10